Daponte und Mozart.

Zweiter Band.

Daponte und Mozart.

Roman in fünf Büchern

von

Julius Grosse.

Zweiter Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1874.

Zweites Buch.

Fortsetzung.

3.

Die Hochzeit des Figaro war nun endlich auf das Repertoir gesetzt und zwar auf kaiserlichen Befehl. Dennoch schien die Sache nicht vorrücken zu wollen. —

Nur wer selbst einmal in der Lage war, ein Drama oder eine Oper aufführen zu lassen, kann eine Vorstellung davon haben, welche Martern und Qualen der arme Daponte und nicht minder Mozart in diesen Tagen zu erdulden hatten. Es war, als wenn alle Mächte der Hölle gegen sie und ihr Werk sich verschworen hätten.

Zuerst schob Graf Rosenberg alle möglichen anderen Opern und Operetten ein — wie er sagte auf den Wunsch des Kaisers — so daß die Kraft der Künstler zersplittert und verbraucht wurde und Sänger wie Sängerinnen erklärten,

bis zur angesetzten Zeit mit ihrer Aufgabe nicht fertig werden zu können. Dann erkrankte Signora Coltellini, welche die Rolle der Gräfin zu singen hatte. Mozart lief selbst zum Arzt, welcher erklärte, daß in diesem Fall seine Kunst ohnmächtig sei. Der Patientin sei nichts als Ruhe auf unbestimmte Zeit zu empfehlen. Als dies Hinderniß endlich gehoben war, geschah es, daß der Sänger des Basilio plötzlich unsichtbar geworden war, und Daponte erfuhr, daß von unbekannter Hand die Schulden des Sängers bezahlt worden seien, unter der Bedingung, daß er auf einige Zeit verschwände. So mußte seine Rolle neu besetzt werden und dies gab begreiflicherweise Anlaß zu neuem längeren Aufschub.

Daponte war außer sich; überhaupt Daponte; er erschien verdoppelt und verdreifacht in dieser Zeit zu sein. Er vergeudete Blumensträuße und Pretiosen, er spielte den hülfreichen Freund bei den Sängern und den Liebhaber bei den Sängerinnen. Hinter den Coulissen wie im Foyer, in den Schreibstuben der Zeitungsredactionen, wie in den kleinen Zimmerchen der Choristinnen: überall war er der unermüdliche geflügelte Genius, um das Feuer zu schüren und die Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Alles in Allem

hätte er ein vortreffliches Musterbild zu der bekannten Posse gegeben, welche unter dem Titel „Der Vater der Debutantin" die ähnlichen Leiden eines armen Teufels schildert, der seine Tochter auf die Bühne bringen will.

So wogte der Kampf schon wochenlang; endlich schienen alle Schwierigkeiten gehoben, als urplötzlich ein neues, ganz ungeahntes und unbesiegbares Hinderniß sich emporthürmte.

Salieris und Castis neue Oper „La grotta di Trofonio" war inzwischen fertig geworden, und Graf Rosenberg machte schon Anstalten, sie vor dem Figaro einzuschieben, was um so leichter schien, da die Signora Coltellini, welche die Hauptrolle in Castis Werk zu singen hatte, sich viel wärmer für dieses interessirte, als für Mozarts Figaro. —

Da gerieth Daponte auf den verwegenen Einfall, ihr die Lust an jener neuen Oper einmal für immer zu verderben. Er wußte, daß die Coltellini bereits im gespanntesten Verhältniß zu seinem Liebling, der Ferraresi, stand. Trotzdem machte er der Ersteren seinen Besuch und war so unbefangen, als wenn niemals ein Schatten der Verstimmung ihre Beziehungen getrübt hätte.

Im Verlauf des Gesprächs zog Daponte plötzlich ein Perlenhalsband hervor. —

„Ah, welche schönen Perlen," rief Signora Coltellini, „darf man wissen, wem der schöne Schmuck bestimmt ist?"

„Denken Sie sich," rief Daponte, „diese dummen Deutschen haben ein Sprichwort, Perlen bedeuten Thränen. Aber in diesem wunderlichen Falle konnten diese Barbaren Recht behalten. Rathen Sie einmal, wo ich diese Perlen gefunden habe und wem sie eigentlich gehören."

„Wie kann ich das errathen," sagte die Signora ungeduldig. „Wer kennt alle Ihre Abenteuer?"

„Stellen Sie sich vor," sagte Daponte jetzt langsam und mit Betonung, „ich habe diesen Schmuck heute meiner kleinen Ferraresi weggenommen, weil ich vermuthen muß, daß eine gewisse freigebige Hand sich in der Adresse geirrt hat. Ich habe sofort Nachforschungen angestellt und herausgebracht, daß der Abbé Casti der Absender war!"

„Ah, dann gehört der Schmuck mir!" rief die entrüstete Signora und riß die Perlen an sich.

„Dachte ich mir es doch, daß ich der Finder

von unrechtem fremden Gute sei," sagte Daponte. „Wahrscheinlich war die Bestellung ganz richtig, aber der Bote hat die Namen verwechselt. Und was bestimmen Sie nun dem ehrlichen Finder als wohlverdienten Lohn, meine reizende Signora?"

Signora Coltellini maß den Verwegenen mit einem übermüthigen Blicke, dann sagte sie lachend, „wenn Sie bescheiden sind, Alles was Sie wollen, mein Kleiner."

„O, Bescheidenheit war immer meine Tugend," erwiderte Daponte, „ich habe eigentlich nur einen oder zwei Wünsche, Signora — zuerst, daß Sie über diese Entdeckung schweigen. Es ist ja denkbar, daß der Herr Abbé, um Ihren Vorwürfen zu entgehen oder aus Aerger über den Irrthum, den Schmuck ganz ableugnet, dann werden Sie ihn wieder verlieren."

„Ich schwöre es Ihnen, er kommt nie wieder aus meinen Händen!" rief die Signora.

„Weil Sie glauben, daß noch mehr als ein Irrthum dahintersteckt. — Auch dann würde ich Schweigen empfehlen, wenigstens so lange, bis Sie weitere Beweise haben; ich schaffe Ihnen diese Beweise alle, denn ich bin ja dann auch betheiligt, und auf die Treue meiner kleinen Ferraresi kann ich mich verlassen."

„Es sei" — sagte die Sängerin — „nun, und Ihr zweiter Wunsch?"

„Der ist eigentlich nicht so einfach," erwiderte Daponte zögernd. — „Apropos," und er ergriff ein Notenheft, welches auf dem Tische lag. „Studiren Sie wirklich die Rolle in der Grotta di Trofonio ein? Ich habe es nicht glauben wollen, daß dies Werk uns nun doch zuvor käme. Was halten Sie davon?"

„Ah, bah, ich verachte dies Zeug wie diesen perfiden Menschen!" — rief die Sängerin in heller Empörung und warf das Notenheft geringschätzig auf die Diele.

„Aber ich bitte Sie, Signora, schonen Sie sich" — sagte Daponte beschwichtigend.

„Aber ich will mich nicht schonen, ich bin krank vor Wuth!" rief die Sängerin, der es eine Erleichterung schien, ihrem Zorne Luft zu machen.

„Mit dieser Leidenschaftlichkeit werden Sie sich Ihre Aufgabe nur erschweren," sagte Daponte und blies von neuem in das Feuer. „Bitte, singen Sie mir die Partie doch vor. Machen Sie wenigstens einen Versuch."

„Ich will sie nicht singen, sage ich Ihnen, weder jetzt, noch in Zukunft — vielleicht in

einem halben Jahre einmal, bis er seine Strafe abgebüßt hat!"

„O, wir Unglücklichen," jammerte Daponte, „dann müßten wir also auch mit dem Figaro so lange warten."

„Nein, Herr Abbé," — rief die Sängerin, „die Gräfin Almaviva singe ich heut, singe ich morgen, wenn Sie wollen. Das ist eine ganz andere Musik. Verfügen Sie ganz über mich, hier haben Sie meine Hand."

So war auch der zweite Wunsch Dapontes in Erfüllung gegangen, und er entfernte sich, um Mozart diese Kunde zu bringen. Unterwegs begegnete er dem edlen Brunati, dem vertrauten Freunde Castis. Er hielt ihn an und spazierte auf dem Kohlmarkt in vertraulichem geheimen Gespräch eine Weile mit ihm auf und nieder. In Folge davon erhielt Casti noch am nämlichen Tage die Warnung, daß seine Geliebte, die Signora Coltellini, es nicht verschmähe, von fremder Hand Geschenke anzunehmen.

Als Casti noch am anderen Morgen bei seiner Schönen erschien, hatte diese nichts Eiligeres zu thun, als sich mit dem verhängnißvollen Halsband zu schmücken, um eine Erklärung und Entschuldigung ihres Geliebten zu

erwarten. Casti jedoch ließ seinem Zorn unüberlegt den Zügel schießen und wagte einige beleidigende Fragen. Die Antwort war ein Schwall von erbitterten Vorwürfen. Es kam zu einem leidenschaftlichen Auftritte, wie nie vorher. Keines von Beiden wollte die Gegenrede oder Entschuldigung des Anderen hören, und da die Signora wohlweislich Dapontes Namen verschwieg, so war es nicht möglich, der Verwirrung auf den Grund zu kommnn. Der Bruch zwischen Beiden war vollständig.

„Es ist somit auch nicht nöthig, Signora, daß Sie in meiner Oper singen," rief Casti erbittert und nahm das Notenheft, „ich werde es der Cavalieri übergeben, damit kein neuer Aufschub eintritt." Ein Aufschub von mehreren Wochen war nun aber doch unvermeidlich, und die Oper blieb vorläufig liegen.

Als Mozart von allen diesen Streichen seines Freundes hörte, ward er unwillig und verbat sich alles Ernstes in Zukunft dergleichen Mittel.

„Was wollen Sie, lieber Freund," entgegnete Daponte, „Intriguanten kann man nur mit gleichen Waffen unschädlich machen und zuletzt geschieht ja doch Alles nur für Sie, mein Theurer. Das Mittel mag zweideutig sein, aber

der Zweck ist erreicht, unser Feind ist vorläufig aus dem Felde geschlagen!"

Mozart wollte jedoch diese Taktik keineswegs gelten lassen und forderte mit allem Nachdruck, daß, wenn sie je Freunde bleiben sollten, er nie wieder diese krummen Wege wählen dürfe. Er begann von diesem Augenblick den schlauen Italiener mit einem gewissen Mißtrauen zu betrachten, und sein ehrliches deutsches Herz konnte eine Zeit lang den Widerwillen nicht überwinden, den er vor allem Unwahren und und Falschen empfand, auch wenn es mit der Schellenkappe des Humors sich schmückte. Glücklicherweise sollte diese erste Trübung des schönen Freundschaftsbundes zwischen Daponte und Mozart von keiner langen Dauer sein.

Endlich waren denn alle Hindernisse aus dem Felde geschlagen, zumal der Kaiser endlich sein Machtwort geltend gemacht, nachdem Daponte mit verwegener Kühnheit vor dem Monarchen die Bemerkung gewagt hatte: Der Wille seiner kaiserlichen Majestät sei zwar allen seinen Unterthanen Gesetz, aber an der Oper und ihrem Beherrscher scheine auch die höchste Macht ihre Schranken zu finden.

Dennoch hatte Daponte wie Mozart in ihrer

Freude über den Sieg die Hartnäckigkeit ihrer Gegner immer noch unterschätzt, und es sollte sich zeigen, daß ohne des Kaisers thätiges Eingreifen ihre Sache noch im letzten Augenblicke eine verlorene gewesen wäre.

Es waren bereits die Proben angesetzt, als Daponte plötzlich Weisung erhielt, sich zum Grafen Rosenberg zu begeben, der dem nichts Ahnenden mit der Miene eines erzürnten Gebieters entgegentrat.

„Was muß ich hören, Daponte. Sie haben ein Ballet in den Figaro eingelegt?"

„Allerdings, Excellenz, dies verhält sich so," antwortete der Betroffene.

„Der Herr Daponte weiß wohl nicht, daß Seine Majestät kein Ballet auf seinem Theater haben will," sagte Graf Rosenberg und maß den Ueberraschten mit einem Blick, als habe derselbe ein Majestätsverbrechen begangen.

„Davon wußte ich nichts, Excellenz," erwiderte Daponte gelassen.

„Nun, so sage ich es Ihnen hiermit, Herr Ponte," donnerte der Gebieter, „und sage Ihnen noch mehr, Herr Ponte, daß Sie es weglassen müssen. Wo ist Ihr Libretto?"

Daponte überreichte das Buch und bezeich-

nete die Scene des Tanzes. Graf Rosenberg riß unverzüglich zwei Blätter aus dem Buch, warf sie in's Feuer und sagte:

„Sehen Sie, Herr Ponte, daß ich Alles thun kann, was mir beliebt, und nun empfehlen Sie sich!"

Daponte eilte sofort zu Mozart, um ihm von diesem unerwarteten Gewaltstreich Kunde zu geben. Es war, als wenn noch im letzen Augenblick ein Erdbeben ihren schönen Bau einstürzen wollte. Mozart war in Verzweiflung; er wollte das Werk zurückziehen und dem Kaiser selbst eine Scene spielen, kurz, er war von Sinnen; ja, es fehlte nicht viel, so klagte er Daponte an, daß er im Einverständniß mit den Italienern gehandelt habe, um ihn auf solche Weise unschädlich zu machen.

„Das ist ein Stich in's Herz, Mozart!" rief Daponte, „aber ich verzeihe Ihnen. Sie kranken an Mißtrauen und sehen die Dinge falsch. Neulich machten Sie mir Vorwürfe wegen der krummen Wege, jetzt sind wir quitt, denn Sie befinden sich selbst auf solchem Weg. Was geben Sie mir, Mozart, wenn ich's dahin bringe, daß die Oper unverändert aufgeführt wird und zwar mit dem ganzen Ballet, trotz dem Grafen

Rosenberg? Gönnen Sie mir nur zwei Tage Zeit und lassen Sie mich machen."

„Ich glaube an nichts mehr," sagte Mozart unmuthig, „bis der Vorhang nach dem Schluß des letzten Actes gefallen ist. Im übrigen thun Sie, was Sie wollen, mir ist jetzt Alles gleichgültig. Nur keine krummen Wege, das bitte ich mir aus!"

„Nun wohl, auf Wiedersehn, mein theurer Freund. Diesmal wähle ich den graden Weg als den kürzesten. Sie sollen sehen, wie sich Daponte zu helfen weiß." Damit ging der seltsame Mensch, der nie um ein Mittel verlegen war.

In der That kam es zwei Tage später zur Generalprobe. Der Kaiser selbst erschien und mit ihm die glänzendste Elite des Adels von Wien. Das Haus war gefüllt, wie bei einer regelmäßigen Vorstellung. Auch der Abbé Casti war anwesend und hatte die Verwegenheit, unmittelbar in der Nähe des Kaisers Platz zu nehmen; er hatte heute die giftigste und hohnsprühendste Miene aufgesetzt, deren er fähig war.

Der erste Act ging unter dem rauschendsten Beifall aller Zuhörer vor sich. Applaus und Bravorufen wollte kein Ende nehmen. Man

fühlte, wenn auch dunkel, daß man hier die erste wahrhaft deutsche Oper vor sich habe, und daß eine neue Epoche der deutschen Musik beginne. Plötzlich kam im zweiten Acte eine ganz unbegreifliche Scene. Man sah auf der Bühne eine Art von Pantomime oder stummer Handlung zwischen dem Grafen und der Susanna, während das Orchester die lustige Weise eines Tanzes anstimmte. Schwieg das Orchester, so gesticulirten die Personen weiter, als wenn es Marionetten wären.

Erstaunt wandte sich der Kaiser zu Casti um. „Was soll denn das bedeuten?"

„Das müßte man den Poeten fragen," antwortete dieser mit malitiösem Lächeln.

Daponte ward sofort herbeigerufen, doch statt jene Fragen zu beantworten, präsentirte er dem Kaiser das Manuscript seines Libretto, worin die beiden herausgerissenen Blätter ergänzt waren. Der Kaiser las und fragte, weshalb der vorgeschriebene Tanz nicht ausgeführt würde.

Daponte verbeugte sich schweigend und zuckte die Schultern, sah aber fest dem Grafen Rosenberg, der neben dem Kaiser saß, in's Gesicht. Wirklich wandte sich nun der Kaiser an seinen Intendanten, der in der Verlegenheit äußerte,

der Tanz fehle, weil die Oper keine Tänzer habe.

„Und warum nimmt man denn nicht Tänzer von einem anderen Theater? Lassen Sie auf der Stelle so viel kommen, als Daponte u seinem Ballet bedarf.“

Daponte hatte diesen Befehl vorausgesehen und bereits seine Vorbereitungen getroffen. In weniger als einer halben Stunde erschienen vierundzwanzig Figuranten, und nachdem der zweite Act zu Ende war, wurde die confiscirte Scene wiederholt.

„So ist es recht,“ sagte der Kaiser und gab dabei eigenhändig das Signal zu erneutem Applause. Graf Rosenberg ward bleich „bis in die Lippen hinein“, aber sein Blick ruhte mit der durchbohrenden Gluth des unversöhnlichsten Hasses auf der Gestalt des verteufelten Daponte, der als sein eigener Figaro unerschöpflich an Auskunftsmitteln schien, um die Schwierigkeiten zu überwinden, die man ihm in den Weg warf.

Auch sonst war diese Probe reich an Ereignissen uud entscheidend für den Meister. „Mozart stand im rothen Pelz und Tressenhut auf der Bühne, um das Tempo anzugeben,“ so berichtet der Sänger Kelly — „Benucci sang Figaros

Arie „non piu andrai“ mit der größten Lebendigkeit und aller Kraft seiner Stimme. Ich stand dicht neben Mozart, der sotto voce wiederholt rief: bravo, bravo Benucci; und als die schöne Stelle kam: „Cherubino alla vittoria alla gloria militar,“ welche Benucci mit Stentorstimme sang, war die Wirkung auf Alle, die Sänger auf der Bühne wie die Musiker im Orchester, eine wahrhaft elektrische. Ganz außer sich vor Entzücken rief Alles: bravo, bravo maestro, viva, viva grande Mozart! Im Orchester konnten sie kein Ende finden mit Klatschen, und die Geiger klopften mit den Bogen auf die Notenpulte. Der kleine Mann sprach in wiederholten Verbeugungen seinen Dank für den enthusiastischen Beifall aus, der ihm auf so außerordentliche Weise ausgedrückt wurde.

Als Daponte am Ende der Probe auf die Bühne kam, um Mozart zu beglückwünschen, umarmte ihn dieser. „Sie sind ein Genie, Daponte, von heute verschreibe ich mich Ihnen mit Leib und Seele!“

„Ich werde Sie beim Wort halten, Mozart,“ rief der Glückliche, „aber nun kommen Sie — bei Ihrer herzigen kleinen Frau wollen wir uns von den Mühen dieser Tage erholen. Jetzt haben

wir das Spiel gewonnen," und er zog den theuren Freund hinaus an das Tageslicht und schritt mit ihm Arm in Arm durch die Gassen von Wien zu der bescheidenen Wohnung auf der hohen Brücke.

Inzwischen war Casti noch im Opernhause zurückgeblieben; es drängte ihn, noch ein Wort mit dem Grafen Rosenberg zu sprechen, den er nach langem Suchen endlich in den dämmernden Räumen der Bühne traf. Der Graf stand, die Arme verschränkt, an eine Coulisse gelehnt, und sein Gebiß nagte an seiner Unterlippe, als sich eine Hand auf seine Schulter legte und eine Stimme sagte:

„Nur nicht den Muth verloren, Excellenz — man muß gute Miene zum bösen Spiel machen. Die Oper wird vom Stapel laufen, daran ist nun nichts mehr zu ändern, aber lassen Sie den Drachen nur steigen, schließlich wird ihn die Höhle des Trophonius verschlingen."

Rosenberg wandte sich um und erkannte Casti, dem er die Hand drückte. Dann schritt er mit ihm nach einem einsamen Garderobenzimmer, um den Lauschern zu entgehen, die sich möglicherweise unter den anwesenden Arbeitern befinden konnten.

„Noch Eins, Herr Graf," sagte Casti. „Wenn Sie in diesen Tagen zufällig hören sollten, daß ich einen reichen großen Herrn auf Reisen begleiten würde, so bitte ich, diesem Gerücht durchaus nicht zu widersprechen."

Graf Rosenberg erschrak sichtlich. „Wie — Sie könnten mich wirklich verlassen, dann bin ich verloren!"

„Ich denke nicht daran," erwiderte Casti, „Sie werden doch meine Kriegslist nicht mißverstehen wollen. Man muß zuweilen Miene machen, zu gehen, und den Verlust als möglich hinstellen, wenn man an den eigenen Werth erinnern will. Wie gesagt, ich denke nicht daran, zu reisen, aber das Gerücht wäre mir ganz willkommen."

„O, wenn das ist," rief der Graf, „so verbreite ich es selbst, lassen Sie mich nur machen, in zwei Tagen soll man Ihnen das Haus stürmen, um Sie zum Bleiben zu zwingen."

„Nur nicht zu rasch, Excellenz. Keinenfalls würde ich gehen, bevor unsere Oper das Lampenlicht erblickt hat. Schließlich habe ich mir noch eine letzte Waffe zubereitet — eine kleine Satyre."

„Eine Satyre, auf wen?" — fragte Rosen-

berg, „hoffentlich nicht auf Seine Majestät. Das würde ich doch zu überlegen bitten.“

„Seien Sie ganz ohne Sorgen,“ antwortete Casti, „so unbesonnen wähle ich meine Ziele nicht. Nein, mein Poem zielt auf einen fremden Hof, auf eine berühmte Selbstherrscherin, aber es zeigt vielleicht einem gewissen Leser, daß man seine Stoffe nach Belieben wählen und unter Umständen wechseln könne.“

„Ich verstehe,“ sagte der Graf, „Sie wünschen anzudeuten, daß man Sie wenigstens fürchten solle, wenn man Sie nicht lieben will. Sie sind ein Meister, Herr Abbé, und man kann von Ihnen immer noch etwas lernen. Wenn es Ihnen beliebt, so kommen Sie mit mir zum Dejeuner.“

Sehr geschmeichelt verbeugte sich der Italiener, welcher aus Erfahrung wußte, daß der Graf eine treffliche Küche und einen vorzüglichen Keller führte.

„Die Kunst zu gewinnen im Leben, ist die nämliche, wie beim Kartenspiel,“ sagte er, indem sie das Opernhaus verließen. „Es kommt nicht darauf an, daß der Gegner tüchtige Trümpfe hat, sondern daß man noch einen höheren in der Hand behält. Das ist auch mein Trost bei der heu=

tigen Oper. Führen Sie dies curiose Werk nur in aller Ruhe auf, dann haben sich Mozart und Daponte verspielt, wir aber haben dann Trumpf-As noch in der Hand, und die Entscheidung kommt erst mit unserem Werk. Jetzt ist es mir sogar erwünscht, daß wir das letzte Wort behalten. Und daß die Cavalieri eingetreten ist für diese verwünschte Coltellini, ist auch kein Unglück."

„Ist es denn wahr, was man erzählt? —" fragte Graf Rosenberg. „Wirklich ein förmlicher Bruch mit der Schönen — das wäre mir aus mehr als einem Grunde sehr fatal, nun vielleicht kommt es zur Versöhnung rascher, als man fürchtet."

„Ich bitte, Excellenz, reden wir nicht von der Schlange!" rief Casti in neuer Empörung. „Ich darf es gar nicht verrathen, wie ich mit Leib und Leben dieser gefährlichen Sirene ergeben war und eigentlich immer noch bin, aber dieser Streich war zu stark und zum Gespött will ich nicht werden. Sie muß zuerst kommen, sonst Feindschaft auf ewig!"

„Und sie wird kommen, wenn sie klug ist, darauf verlassen Sie sich, ich fürchtete immer, es stecke eine List Dapontes dahinter, denn der

allein hat den Vortheil davon, doch nun treten Sie ein und seien Sie auf das Herzlichste willkommen."

Mit diesen Worten verschwanden Beide in dem hohen Portal des Palastes, welchen der allmächtige Beherrscher der kaiserlichen Theater bewohnte. —

Am Abend des nächsten Tages ward die Oper Figaros Hochzeit zum ersten Male gegeben, und Benucci wie Mandini und Nancy Storace übertrafen sich selbst. Der Erfolg war ein berauschender, ein unerhörter. Trotz aller Machinationen der Casti, Varese, Brunati und ihres Anhangs, der im ganzen Hause vertheilt war, schlug die Wirkung unwiderstehlich durch; jede einzelne Nummer mußte wiederholt werden, so daß die Oper beinah die doppelte Zeit dauerte. Vom Monarchen und Kunstkenner herab bis zum einfachen Bürger fand man die Musik „himmlisch" und die Handlung „hinreißend"; es war ein Jubel und eine Aufregung in Wien, als habe Oesterreich eine Schlacht gewonnen. Die ältesten Leute, welche gleichsam in den Logen und im Foyer aufgewachsen, konnten sich seit

Menschengedenken keines solchen Abends erinnern. Die Figuren des Figaro, wie der Susanna, des Pagen Cherubin, wie des Grafen Almaviva, des perfiden Basilio wie der altjüngferlichen Marcellina wurden populär in Wien, und ihre entzückenden Arien klangen bald auf allen Straßen. —

Aber auch die Kenner waren befriedigt, sie fanden, daß die ursprüngliche Frivolität des französischen Lustspiels, das zwar die Rücksichtslosigkeit des Adels geißelt, aber mehr politisches als moralisches Pathos enthält, in der Musik völlig aufgehoben sei. Mozart war es gelungen, Beaumarchais zu überflügeln, das französische Sittengemälde zu einem allgemein menschlichen zu vergeistigen und das leichtsinnige, lüsterne Treiben dieser Rococofiguren in den sonnigen Aether einer idealen Sphäre hinaufzurücken, wo die Empfindung von der Wahrheit, die Schönheit von der Heiterkeit seiner herrlichen Musik durchstrahlt wurde. Auch mußte Daponte die Erfahrung machen, daß was ihn zuerst für Beaumarchais Stück begeistert hatte — der Nothschrei der Beleidigten und Gemißhandelten gegen die Willkür und Sittenlosigkeit des Adels — hier in der Oper vollständig verschwand. Er

hatte ein Tendenzwerk im Sinne gehabt, aber die wunderbare Musik hatte etwas Anderes, Freieres, Selbstständigeres daraus gemacht. Daponte mußte sich gestehen, daß dies der höchste Triumph sei, und seit dieser Erfahrung staunte er seinen Freund Mozart wie ein höheres Wesen an, dessen Schwingen ihn zu erhabeneren Zielen trugen, als er selbst geahnt hatte.

Werfen wir nun einen Blick in das Foyer, wo das Hauptquartier der Parteien während der Aufführung war und wo besonders in den Zwischenacten sich die Banner der Gegner entfalteten.

Auf der einen Seite — am Buffet unter den Säulen — hörte man überschwengliche Aeußerungen der Bewunderung. — „Unsterbliches Meisterwerk" und „Unvergängliche göttliche Musik" waren noch die gewöhnlichsten Ausdrücke. Sah man näher hin, so bemerkte man den Graf Lerchenheim, den Baron von Wetzlar, Graf Thun, Hofrath Blumauer, den Spanier Martini, den Engländer Thomas Alwood, und Andere von der deutschen Partei.

Auf der anderen dagegen waren die Italiener in dichter Gruppe geschaart, und ihr Schweigen, wie ihre bestürzten Mienen sprachen deut-

lich genug, daß sie die Bedeutung dieses Tages empfanden. —

Soeben klirrte ein Glas am Boden, als man unter den Deutschen auf den Sieg Mozarts anstieß. Man wandte sich und bemerkte unter der wortlosen Gruppe der Gegner nicht nur Lattanzio, Peticchio, Brunati, Chiavarina, sondern auch Thorwart und den ganzen Anhang Graf Rosenbergs, jene Leute, welche Tagelang vorher gesagt hatten: Wir werden ja sehen, wir werden ja hören. Die Rotte war offenbar führerlos geworden und fand jetzt kein Wort in ihrer Verwirrung. Plötzlich entstand eine Bewegung unter ihnen; man athmete auf, denn Casti erschien.

Um seine breiten bartlosen Lippen spielte ein malitiöses Lächeln, aber seine Augen waren von den großen Lidern halbbeschattet und wagten sich nicht zu erheben. —

„Was wollen Sie, meine Herren," sagte er mit näselnder Stimme. „Ich kann es nicht leugnen, diese Musik ist immerhinbe achtenswerth, auch das Libretto ist gut, darauf muß ich Sie aufmerksam machen; es ist wahr, daß es zwar nur eine Uebersetzung der Komödie von Beau=

marchais ist, aber sie hat schöne Verse und auch einige recht leidliche Arien."

In diesem Augenblicke näherte sich ihm Salieri und rief ganz laut:

„Ist es denn wahr, was man hört, mein theurer Freund, Sie wären Willens, Wien zu verlassen? Ich habe es nicht glauben können!"

Casti verbeugte sich und zuckte die Schultern; sofort erhob sich unter der Gruppe der Italiener eine allgemeine Bewegung. „Das ist ganz unmöglich!" — rief man. — „Welcher unersetzliche Verlust! — O, man wird Sie nicht gehen lassen, man wird Sie halten um jeden Preis!"

Selbstgefällig verbeugte sich Casti dankbar nach allen Seiten.

„Ich danke Ihnen, meine Herren, ich danke Ihnen von ganzem Herzen, wenn ich auch den Sternen meines Geschicks folgen muß. Wir werden ja sehen, ob wir noch nicht ganz überflüssig hier geworden sind. Offen gestanden, will es so scheinen. Wien ist nicht seit heute mit einem neuen Genie versorgt, mit einem deutschen Genie, das man plötzlich entdeckt hat. Was können wir armen Italiener dieser reichen Nation noch sein. Nochmals, meine Herren, danke ich Ihnen für diesen Beweis

Ihrer Sympathien. Ich bin in der That tiefbewegt und werde mein Herz um Rath fragen, sobald die Entscheidung unvermeidlich sein wird.“ —

Die Worte waren laut genug gesprochen worden, um auch in dem anstoßenden Raum, welcher unmittelbar hinter die Bühne führte, gehört zu werden. Mehrere Mitglieder der Oper wurden sichtbar, und ein Schwall von Betheuerungen und Huldigungen, Aeußerungen der innigsten Anhänglichkeit und Treue waren die Antwort auf die Worte des edlen Abbés. —

Den Höhepunkt erreichte diese improvisirte Scene, als die Cavalieri auf den Einfall kam, in ihrer tiefen Rührung einer der Marmorbüsten, welche in den Nischen dieses Raums standen und die Meister der italienischen Kunst und Poesie repräsentirten, einen schon etwas vergilbten Lorberkranz abzunehmen, um denselben plötzlich auf das Haupt Castis zu setzen.

So wußte dieser schlaue Fuchs den Sieg seines Gegners mit einem geschickten Schachzug zu seinem eigenen zu machen; indeß sollte dieser Triumph doch kein ganz vollständiger sein.

Im Augenblick, als Signora Cavalieri ihr kühnes Wagniß vollbringen wollte, erschien

Mozart und Daponte, um während des Zwischenactes sich auf die Bühne zu begeben, und dort den Darstellern persönlich zu danken.

Eine momentane Stille trat ein, als der Gefeierte und Verhaßte hereintrat. —

Stumm stand die Gruppe der Italiener, nur Salieri verbeugte sich halb unwillkürlich, halb um den Anstand zu wahren, doch kein Wort wollte über seine Lippen. Diesem Beispiel folgte die ganze Schaar der Getreuen, und ihren übertriebenen stummen Complimenten konnte man die Absicht der Ironie nicht abstreiten. —

Diesen Moment benutzte Signora Ferraresi, welche am Arm ihrer Beschützerin, der Nancy Storace, erschienen war, um Zeugin dieses unerwarteten Schauspiels zu werden, und riß den Kranz aus der Hand der Cavalieri, um ihn auf Mozarts Haupt zu setzen.

„Italia krönt Germania," sagte sie, und sofort erhob sich ein begeistertes Bravo von Seiten der Sänger und Sängerinnen wie der anwesenden Deutschen. Auch die Italiener, überrascht von dem Einfall ihrer Primadonna, konnten sich nicht ganz ausschließen.

Allein Mozart nahm den Kranz sofort von

seinem Haupte und reichte ihn Daponte mit den Worten:

„Und Germania giebt ihn Italien zurück, denn diesem trefflichen Freunde, wie Eurer Schule habe ich das Beste und für immer zu danken." —

Ein noch lebhafteres Bravo erscholl und diesmal auch volltönend auf Seiten der Italiener, welche diese tactvolle Anerkennung ihrer Kunst wie ihrer Heimath wohl zu würdigen verstanden. Daponte schossen vor Rührung die Thränen in die Augen, und so konnte er zu seinem Glücke nicht sehen, mit welchen Blicken ihn seine Landsleute Casti und Salieri, ebenso wie die Anderen, betrachteten.

Man unterschied sehr wohl den genialen deutschen Tonkünstler von dem Helfershelfer; hatte man dem Ersteren gezwungene Bewunderung gezollt, so blieb dem Zweiten, der als Abtrünniger und Ueberläufer in das Lager des Gegners übergegangen war, der ganze grimmige Haß der Verrathenen ungeschmälert. Vielleicht wäre es jetzt schon zu jähen Aeußerungen unversöhnlicher Feindschaft gekommen, wenn nicht Graf Lerchenheim erschienen wäre, um Mozart und Daponte zum Kaiser zu bescheiden. —

Nicht lange nachher begann der letzte Act,

und der Schluß übertraf in seiner Wirkung auf die Zuhörer alles Vorige. Obwohl die Zeit bedeutend vorgerückt war, wurde das Publicum doch nicht müde zu klatschen und Mozart herauszurufen.

Graf Rosenberg benutzte diesen Augenblick, um sich zum Kaiser zu begeben und ihm die Vorstellung zu machen, in Zukunft das Dacaporufen zu verbieten, denn die beständigen Wiederholungen müßten für die Sänger und Sängerinnen höchst ermüdend und lästig sein.

„Davon wollen wir uns doch selbst unterrichten," sagte der Kaiser und stellte jene Frage den Künstlern an einem der folgenden Tage.

„Allerdings," — sagte Nancy Storace, „die Wiederholungen sind uns sehr lästig," und Benucci wie Mandini, eingeschüchtert durch die Gegenwart Rosenbergs, verbeugten sich, um ihre Zustimmung auszudrücken. Nur Einer der Sänger, der treffliche Kelly, hatte den Muth, dreist zu sagen: „Glauben Euer Majestät das ja nicht, sie Alle wünschen, daß man ihnen Dacapo rufe, ich wenigstens kann es von mir bestimmt versichern!"

Der Kaiser lachte, und somit blieb es beim Alten. Die Hochzeit des Figaro wurde ununter=

brochen hintereinander gegeben, und die Begeisterung der Wiener steigerte sich mit jeder neuen Aufführung; dennoch sollte die Freude von keiner langen Dauer sein, denn die italienische Partei, Salieri und Casti an der Spitze, spannte alle Segel auf, um die siegreiche Oper wieder von der Bühne zu verdrängen. Casti vor allem war unermüdlich, die Einstudirung der Grotta di Trofonio zu beschleunigen.

Sämmtliche den Italienern ergebene Zeitungen brachten — obschon sie Mozarts Oper nicht herabsetzen konnten — alltäglich neue Posaunenstöße und Lärmartikel über das unvergleichliche Werk, welches demnächst die Bühne beschreiten werde, und in welchem der berühmte Maestro Salieri sich selbst übertroffen habe. Die Tage des Kampfes zwischen Salieri und Paisiello schienen sich erneut zu haben. Man stritt und trank, man wettete und intriguirte in den Kaffeehäusern, wie damals, wiewohl das große Publicum sich diesmal ziemlich still verhielt und sich nicht abhalten ließ, inzwischen den Wiederholungen des Figaro mit erneutem Jubel beizuwohnen. —

Dieser Jubel störte den schlauen Abbé Casti sehr wenig; hatte sich doch sein neulicher Triumph durch einen Zufall zu einem desto vollständigeren

gestaltet. Dies kleine Ereigniß müssen wir hier nachholen, um seine jetzige übermüthige Laune und Siegeszuversicht noch besser zu verstehen.

Es war an jenem selben Abend gewesen, als die Hochzeit des Figaro gegeben worden, und in jenem selben Foyer, wo es beinah zu seiner, zu Castis Dichterkrönung gekommen wäre. Gleich nachdem Mozart und Daponte zum Kaiser berufen waren, trat auch die Coltellini in diesen Raum, und wieder blitzte auf ihrem Nacken jener Perlenschmuck, der zwischen ihr und dem alten Freund Casti einen „Abgrund" aufgethan hatte.

Casti sah sie eintreten, wandte sich aber ab, als wolle er sie nicht bemerken. —

Auch die schöne Ferraresi war noch anwesend, und da es der Zufall wollte, daß die stolze Coltellini an ihr vorüberrauschte, ohne sie zu grüßen, konnte sich die verletzte Geliebte Dapontes nicht enthalten, der Gegnerin in den Weg zu treten und sie anzureden.

„Sie haben ja sehr schöne Perlen, Signora — hat man Ihnen nicht gesagt, daß sie Thränen bedeuten?"

Ueberrascht maß die Stolze ihre verwegene Gegnerin und erwiderte verächtlich:

„Was wollen Sie sagen? — Thränen, wer weiß, vielleicht für Sie —"

„Allerdings für mich," rief die Ferraresi, „aber sie bedeuten mir nur Thränen des Lachens!"

„Vielleicht auch der Reue, daß man das Präsent nicht behalten durfte" — entgegnete die Coltellini gereizt, und ihre Augen begannen zu funkeln.

„Nicht behalten," rief jetzt die Ferraresi ziemlich unbesonnen — „darin sind Sie doch im Irrthum, Signora; diese Perlen wurden ja von mir und Daponte gekauft, um Ihre kleinen Hände einstweilen zu fesseln. Nun der Figaro vorüber ist, braucht es der Illusion nicht mehr, und Sie können nun die Wahrheit erfahren!"

„Abscheulich!" rief die Coltellini, welche jetzt den Zusammenhang durchschaute, und sogleich riß sie den Schmuck von ihrem Halse. „Hier haben Sie Ihre Perlen, Signorina, ich brauche Ihre Ketten nicht, die so falsch sind wie Ihre Seele. Für diesen Dienst aber bleibe ich in Ihrer Schuld!" Damit warf sie das Halsband zu den Füßen der Ferraresi, die es mit Lachen aufnahm, um dann sofort in der nächsten Thür zu verschwinden.

Der Auftritt war so blitzartig schnell vor sich gegangen, daß Keiner der Anwesenden Zeit fand, dazwischen zu treten, verstanden sie doch ohnehin nicht die Beziehungen jener Vorwürfe. —

Nur Casti verstand und staunte über die Verwegenheit, die man sich ihm und seiner Geliebten gegenüber erlaubt hatte; jetzt trat er ohne Bedenken der empörten Signora näher und streckte ihr seine Hände entgegen. Sie aber warf sich weinend an seine Brust.

„Vergeben Sie mir, Giambattista, und vor allen Dingen rächen Sie mich! Ich bin unerhört betrogen und Sie mit mir. Bringen Sie mich fort,“ sagte sie leiser, „ich kann diese neugierigen, schadenfrohen Gesichter nicht sehen!“

Casti bot der Dame seinen Arm, um sie durch die Corridore in's Freie zu führen. „Ich verstehe zwar noch nicht Alles,“ sagte er, „aber ich errathe, man wollte Sie mit mir entzweien, damit unsere Oper liegen blieb. — Werden Sie nun darin singen wollen?“

„Heute, morgen, sobald Sie wollen, Giambattista. O, jetzt verstehe ich Ihren Zorn, als Sie die elenden Perlen an mir sahen. Man wollte Ihre Eifersucht erregen, und ich Kurz=

sichtige durchschaute die arglistige Falle nicht. Aber strafen Sie mich, wie Sie wollen, Abbé, nur schenken Sie mir Ihre Freundschaft wieder und verzeihen Sie mir" — und von Neuem war sie nahe daran, sich ohnmächtig in die Arme ihres Begleiters zu werfen, der sie mit raschen Schritten zu einem Wagen führte und ihr versprach, sie morgen zu besuchen. Er wäre gern sogleich mit ihr gefahren, aber das Ende der Oper war noch nicht gekommen, und außerdem hatte er heute noch Verschiedenes mit Salieri und Rosenberg zu besprechen.

„Auf Wiedersehen also," rief die Sängerin mit ihrem holdesten Lächeln, und mit strahlender Miene sah Casti den Wagen davonfahren. Im Ganzen konnte er mit dem heutigen Tage zufrieden sein. Mozarts Sieg hatte ihm statt der Niederlage eine Ovation und außerdem die Versöhnung mit der schönen „Schlange" gebracht, die er immer noch leidenschaftlich liebte. Somit war er der arglistigen Ferraresi nur dankbar für ihre Unbesonnenheit, die, wenn auch spät, doch immer noch zu früh den wahren Sachverhalt jener List entdeckte, welche sich Daponte erlaubt hatte.

Dies war nun einige Wochen bereits her und

der Morgen des ersehnten Tages war gekommen, an welchem die mit Posaunen angekündigte und mit allen Mitteln damaliger Reclame in Scene gesetzte neue Oper — die Höhle des Trophonius vom Stapel laufen sollte.

Am Morgen desselben Tages ließ sich Casti von einem Haarkünstler auf das Sauberste frisiren, als es pochte. Auf den Ruf des Abbé trat ein Mann herein, seines Zeichens ein Buchbinder aus der Nachbarschaft.

„Ah, bringen Sie endlich die Copie," rief Casti, „Sie haben mich lange warten lassen."

„In Maroquin und mit Goldschnitt — wie der Herr Abbé befohlen haben. Die Arbeit war keine leichte," sagte der Buchbinder und präsentirte ein schöngebundenes Heft.

Selbstgefällig schlug der Abbé, als er wenige Minuten darauf allein war, das Werk auf. Es war die kalligraphisch vollendete Abschrift eines satyrischen Poems. Die Initialen waren gemalt, und am Schluß der Kapitel fanden sich die sinnreichsten Arabesken und Schnörkel im Rococogeschmack. Auf der Außenseite des rothen Bandes aber stand mit Gold gedruckt:

Poema tartaro.

„Es ist meine letzte, aber nicht meine schlechteste Waffe," sagte Casti gleichsam zu sich selber, indem er seinen Anzug beendete und diesmal einen violetfarbigen sammetnen Galarock anlegte. — „Wie sagte Graf Rosenberg? Will man mich nicht lieben, so soll man mich fürchten lernen. Er hat ganz Recht. Es ist zwar kein deutscher Hof und kein deutscher Fürst, aber das Ganze bleibt doch ein vortreffliches, allgemein verständliches Modell, gleichsam ein Monitorium in Sammethandschuhen. Wer das geschrieben hat, kann nach Umständen eventuell auch ein anderes Modell wählen und die Personen wechseln; man wird mich schon verstehen und den Werth des Schützen an seinem Schuß erkennen. Sie haben Recht, Graf Rosenberg, man kann von uns noch etwas lernen!"

Und alsbald begab sich der weltgewandte Abbé auf die belebteste Promenade. Er wollte sich mit Absicht heute sehen lassen, stand doch sein Name heute auf dem Theaterzettel an den Ecken der Straßen. So schritt er durch die Kärnthnerthorstraße, durch die Tuchlauben auf den Graben, von dort durch die Hochstraße auf den hohen Markt und zurück über den Hoff und die Freyung durch die Herrnstraße, bis er zur Hofburg kam.

Nach allen Seiten hin grüßte er Freunde und Bekannte, grüßte zu Damen hinauf und unterhielt sich höchst herablassend mit Brunati und Chiavarina, denen er auf dem Kohlmarkt begegnete.

Endlich war er am Ziel und promenirte in einem der Höfe der weitläufigen Hofburg auf und ab. Er hatte mit Vorbedacht die Stunde gewählt, in welcher Kaiser Joseph von seiner Morgenpromenade zurückzukehren pflegte. In der That dauerte es auch nicht lange, als der Kaiser mit Graf Lerchenheim erschien, und der geschmeidige Abbé traf es so glücklich, von der Majestät bemerkt zu werden.

„Nun, heute muß man Ihnen gratuliren, mein lieber Abbé," sagte der Kaiser, indem er vor ihm stehen blieb. „Aber wie kommt es, daß Sie hier sind? Ist die Generalprobe schon zu Ende, es ist doch nichts vorgefallen?"

„Die Generalprobe hat gestern schon stattgefunden, Majestät," antwortete Casti, „und wir schmeicheln uns, heute Abend allerhöchst Ihr Wohlgefallen zu erringen. Indeß, da inzwischen ein neues Werk fertig geworden ist, hoffte ich Eurer kaiserlichen Majestät vielleicht vorher schon ein kleines Divertissement bieten zu können."

Dabei zog er den rothen, mit Goldschnitt geschmückten Band unter seinem Arm hervor und machte Miene, das Buch zu überreichen.

„Darf man fragen, was es ist und was es behandelt?" sagte der Kaiser.

„Nur eine Satyre, Majestät, eine ganz harmlose Satyre," erwiderte Casti.

Der Kaiser stutzte einen Augenblick, dann hellte sich seine Miene wieder auf und er griff nach dem Buche. „Geben Sie, mein Lieber. Der Verfasser der animali parlanti und der novelle galanti wird nur ein neues Meisterstück geliefert haben. Geben Sie, ich werde es sofort lesen. Auf Wiedersehen, mein lieber Casti. Alles Glück für diesen Abend!" Damit entließ er huldvoll den Abbé, der im stolzen Gefühl, von der vollen Sonne kaiserlicher Gnade angestrahlt zu sein, jetzt selbststrahlend wiederum durch die Straßen schritt und für die Grüße der Bekannten diesmal nur ein vornehmes Kopfnicken hatte.

Kaum war der Kaiser allein, als er zu lesen begann. Seine Meinung über Casti war in Wahrheit immer eine schwankende gewesen, und wenn er dem berühmten Autor bei jeder Gelegenheit seine Anerkennung und Huld bewies, so folgte daraus noch nicht, daß die Person desselben

ihm sympathisch war. Heute nun war seine Neugier doppelt gereizt. Wem mochte die Satyre gelten? und was veranlaßte überhaupt den geistreichen Italiener, wieder die Geißel zu schwingen?

Er las, aber schon nach wenig Seiten ward sein Gesicht, das zuerst zum Lächeln aufgelegt schien, allmälig ernster und strenger. Dann legte er das Buch aus der Hand und griff zur Klingel.

Der dienstthuende Kammerherr, Graf Stahremberg, erschien. —

„Lieber Graf," sagte der Kaiser, „ich werde soeben daran erinnert, daß wir morgen Sanct Katharinentag haben. Sie werden in meinem Schlafzimmer das Bild der Kaiserin von Rußland finden. Vergessen Sie nicht dafür zu sorgen, daß, wie in jedem Jahr, das Bild mit brennenden Wachskerzen umgeben wird. Außerdem merken Sie sich, daß jedes Gnadengesuch, welches man morgen überreicht, angenommen wird. Ich bin gewohnt, an diesem Tage Alles zu bewilligen, denn ich verehre die große Kaiserin und deshalb auch ihre Schutzpatronin." —

Graf Stahremberg verbeugte sich. —

„Wie Eure kaiserliche Majestät befehlen.“ Dann verließ er wieder das Zimmer.

„Und dieser Bube wagt es“ — rief jetzt der Kaiser, indem er das Manuscript erhob und es widerwillig auf den Tisch warf, nachdem er noch einmal versucht hatte, die begonnene Lecture fortzusetzen — „und dieser Bube wagt es, diese große Regentin zu beschimpfen, die ich liebe, die ich vergöttere. Nein, mein lieber Casti, so sehr ich Ihre schönen Verse sonst schätze, so verhaßt ist mir Ihr Charakter, und dieser Streich giebt Ihnen den letzten Stoß. Wir müssen uns doch bei Zeiten vorsehen, daß diese giftige Natter nicht eines Tages auch uns mit jenem Undank belohnt, wie es in der Fabel dem Bauer ging. Man hat es ja an Voltaire gesehen, wie sich solche verwöhnten Egoisten zu rächen verstehen, und ich hätte wahrlich nicht Lust, König Friedrichs Erfahrungen noch einmal zu machen.“ —

Am Abende dieses Tages ward also die neue Oper La grotta di Trofonio gegeben. Das Haus war bis zum Erdrücken voll, und die organisirte Claque der Italiener und ihres Anhangs that ihr Möglichstes, um den Erfolg zu sichern. Man fand die Musik schöner, als die des Königs Theodor, und vor allem unvergleich-

lich bedeutender, als Mozarts Figaro. — Man pries den geistreichen Text und die künstlerische Handlung des Dramas. Vollends wurden die Zauberkünste der verhängnißvollen Höhle und des Zauberers Trophonius als noch nie dagewesen gepriesen, und jede Arie, jedes Recitativ, jeder Chor wurde mit donnerndem Applause begrüßt.

Der Stoff der Oper bewegte sich, wie später auch Mozarts Zauberflöte, in den Ideenkreisen, welche theils die humanistischen Principien der Freimaurer und anderer geheimer Gesellschaften spiegelten, theils gegen die trockene Moral der Schulphilosophie Front machten. Und namentlich in letzter Beziehung hatte Casti den ganzen Köcher seiner Satyre geleert. Begreiflich, daß diese zeitgemäße Dichtung bei Allen, die jene Gesinnung theilten, die lebhafteste Zustimmung und ungetheilteste Bewunderung fand. Dennoch wollte es scheinen, als ob jene überlauten Demonstrationen nur aus einem gewissen Theile des Publicums kämen. Die große Menge verhielt sich lange schweigend und kühl, man war von Scene zu Scene neugierig, wie weit diese überpfefferte italienische Kost noch gesteigert werden könne. —

Mozart war anfangs in seinem Unmuth, daß der Figaro seit einiger Zeit vom Repertoire verschwunden war, entschlossen gewesen, heute Abend die Oper nicht zu besuchen. Dennoch hatte Daponte seinen Widerwillen überwunden, und so saßen Beide in einer der dunkelsten Parterrelogen, wo sie wenig bemerkbar waren.

„Nun, was meinen Sie, Daponte?" fragte Mozart während eines Zwischenacts, nachdem sich der Beifallssturm etwas gelegt hatte.

„Sie wissen, mein Freund," antwortete Daponte, „was ich von Casti halte. Diese Kunstgriffe machen mich nicht irre, noch sollten Sie sich davon entmuthigen lassen. Meiner Meinung nach zerstört der zweite Act durchaus den Effect des ersten, weil er die vollkommene Wiederholung desselben ist."

„Aber die Musik, die Musik?" fragte Mozart.

„O, deshalb werden Sie doch wahrlich mich nicht befragen, verehrter Meister," erwiderte Daponte. „Ich kann nicht leugnen, daß diese Oper nach meinem Dafürhalten weit schöner und vollendeter ist, als der König Theodor, aber mit dem Figaro kann sie sich doch nicht entfernt vergleichen. Dieser italienische Salat wird längst vergessen und verschollen sein, wenn Ihre Oper

noch alle Welt entzücken wird, darüber können Sie beruhigt sein. Am begierigsten bin ich, was der Kaiser dazu sagen wird. Sie werden sehen, er läßt sich keinen Sand in die Augen streuen —"

„Der Kaiser, mein Freund, ist unberechenbar," sagte Mozart, „diese Italiener haben es ihm angethan, und wenn er mich bisher beschützt hat, so war es nur sein erhabenes Gerechtigkeitsgefühl — im Uebrigen wird er Zeit seines Lebens in ihrem Bann bleiben." —

Die gleiche Ueberzeugung mochte auch Casti haben. Mit verzehrender Ungeduld blickte er nach der kaiserlichen Loge hinüber, ob sich nicht endlich ein Zeichen melde, daß man sich Salieris und seiner erinnere. Der Kaiser war mit seinem ganzen, übrigens stets einfachen Hofstaat erschienen. Er folgte der Musik mit Aufmerksamkeit und Interesse, aber der Ausdruck seines Gesichts erschien ernst und in sich gekehrt. —

In seiner Verlegenheit und Ungeduld wagte Casti sich in die Loge des Grafen Rosenberg, wo er dem Kaiser nothwendig in die Augen fallen mußte. „Ah, willkommen, lieber Abbé," sagte der Graf, „nun, es geht ja Alles nach Wunsch, diesmal wird der Sieg vollständig.

Die Majestät scheint auf etwas Großes für Sie zu sinnen, denn so feierlich und nachdenklich habe ich den Kaiser selten gesehen. Er scheint im Innersten bewegt, und das Patent als kaiserlicher Hofdichter ist wohl das Mindeste, was Sie erwarten dürfen."

Endlich im letzten Zwischenact neigte sich der Kaiser zum Grafen Stahremberg und flüsterte ihm einige Worte zu. Unmittelbar darauf erhob sich dieser und kam in die Loge Graf Rosenbergs, um Casti zum Kaiser zu bescheiden.

Voll Hochgefühl und Wonne folgte dieser dem Befehl. Hofdichter zu werden, erschien ihm jetzt fast zu wenig, und ein Kammerherrnschlüssel oder dergleichen schien allermindestens der Höhe seines Verdienstes angemessen. Ja, die Erinnerung an jene Scene drängte sich ihm auf, wie Ludwig der Vierzehnte mit Molière zu Nacht speiste und einem Herzog befahl, dem Lustspieldichter die Hühner zu tranchiren.

Wie verklärt betrat er die Loge des Kaisers.

Joseph der Zweite wandte sich, ohne aufzustehen, auf seinem Sessel halb zu ihm herum und sagte: „Ah, mein lieber Casti, was muß ich hören, Sie wollen Wien verlassen mit einem reichen großen Herrn —"

Casti wollte antworten, daß die Sache keineswegs abgeschlossen und auch durchaus nicht eilig sei, aber der Kaiser ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Nun, ich will Sie nicht halten, mein lieber Abbé, und wünsche Ihnen glückliche Fahrt. Auf diese Anweisung" — und er überreichte ihm ein Papier — „wird meine Hofcassa Ihnen sechshundert Ducaten auszahlen, sie sollen Ihnen zu den Reisekosten dienen — zu Ihren Reisekosten!" wiederholte er noch einmal mit Nachdruck und schloß dann mit einem flüchtigen Gruße „addio, mio caro, buon viaggio!"

Damit war Casti entlassen. Kein Wort von der Oper, keine Silbe von seinem Poema tartaro, von seinem Pasquill auf die Kaiserin Katharina. Bleich wie ein Fieberkranker wankte er davon und hatte wohl alle Ursache über das deutsche Sprichwort von der Grube nachzudenken. —

Wenige Tage nachher rollte ein Reisewagen zum Kärnthnerthore hinaus und verließ Wien auf der Matzleinsdorfer Linie. Mit Staunen empfing die Kaiserstadt die unerwartete Kunde: Casti ist gestürzt, Casti ist abgereist. Hunderte von Gerüchten durchschwirrten die Luft, was die

Ursache dieser plötzlichen Entscheidung gewesen sein könne, und die allwissenden Zeitungsschreiber hätten sicher mit Aufwand unwiderleglichsten Scharfsinns das Geheimniß der allerhöchsten Ungnade erforscht und besprochen, wenn ihnen nicht vom Polizeidirector Grafen Saur die Weisung zugegangen wäre, über diesen Vorfall zu schweigen.

So blieb der Schleier des Geheimnisses ungelüftet, und erneuert wurde das Staunen nur, als man erfuhr, daß gleichzeitig die schöne Sängerin Coltellini verschwunden sei. Daß sie mit Casti zusammen abgereist oder „entflohen" sei, darüber waren die Weisesten sofort einig, und ihre Behauptungen sollten in der Folge allerdings ihre Bestätigung erhalten. —

Drittes Buch.

1.

Somit war Dapontes und Mozarts gefährlichster Gegner beseitigt und vom Kampfplatz vertrieben, nicht durch eine kunstvoll angelegte Intrigue, sondern durch seine eigenen Schliche und Ränke zu Grunde gerichtet.

Man hätte glauben sollen, Dapontes Stimmung sei nun frei und gehoben gewesen, siegesmuthig und schaffensfreudig. Dies war aber durchaus nicht der Fall, eben so wenig bei Mozart.

Der Letztere war erst seit wenig Tagen von einer Reise nach Prag zurückgekehrt. Mitten im Winter war er einer Einladung dortiger Musikfreunde und Kenner gefolgt, um die Triumphe des Figaro zum zweiten Mal zu erleben. Die Erfolge dieser Oper in Prag übertrafen bei Weitem die von Wien, und der Enthusiasmus, die schwärmerische Liebe, mit welcher man den

bewunderten Maestro, so zu sagen, dort auf den Händen trug, entschädigten ihn reichlich für den Kummer und die Pein der Wiener Cabalen. Er wohnte bei dem Grafen Thun und genoß in vollen Zügen das Behagen geselliger Freuden und des neuen Glaubens an sich selbst. Man gab ihm Feste, man überhäufte ihn mit Huldigungen, und eine Reihe von goldenen Tagen, welche sein trautes Stanzel theilte, erfüllten seine Seele mit neuen kühnen Plänen und Entwürfen für die Zukunft.

Trotzdem kehrte Mozart in düsterer Stimmung von Prag zurück, und wer ihn sah, mußte sein ernstes, fast gedrücktes und in sich gekehrtes Wesen unbegreiflich finden.

Vieles wirkte dabei zusammen. Zuerst die Oede der Tage, die jedem Siege und seinen Erregungen folgen und bleiern auf den Schwingen des Genius liegen, bis er sich zu einem neuen Werke sammelt. Nur die Arbeit selbst entflammt alle Kräfte der Seele mit neuer Spannkraft, während die thatenlose Ruhe sie in alle Tiefen der Schwermuth und des Zweifels an sich selbst schleudert.

Dann aber hatte Mozart in Prag empfinden gelernt, was er war und was er vom Leben wie

von sich selbst verlangen durfte. — Dort ehrte man ihn als einen unsterblichen Meister, als den Helden des Tages, und hier in Wien ward er wieder zum Paria. Seine Oper, kaum neunmal gegeben, war trotz des steigenden Erfolgs vom Repertoire verschwunden. Er meinte, die ehernen Pforten der Bühne für immer erobert zu haben, und nun war es, als wenn nichts geschehen wäre. Casti war vertrieben, aber sein Werk, die Höhle des Trophonius, ward hochgepriesen, ununterbrochen gegeben und hatte somit wirklich den Figaro verschlungen.

Die Folgen dieser Zurücksetzung stellten sich bald in empfindlicher Weise ein. Statt ein neues Werk in Angriff zu nehmen, mußte der gefeierte Meister zum Stundengeben, zum Erwerb durch Concerte zurückkehren. Alle Sorgen des Tages, kaum vertrieben, tauchten wie düstere Gespenster wieder herauf und belasteten die freie, reiche Seele mit ihrem niederdrückenden Joche.

Das erste Mal, als ihn Daponte wieder besuchte, traf er einen jungen Mann bei Mozart und erkannte den jungen Pianisten Gyrowetz, der gekommen war, um vor seiner Reise nach Italien von Mozart Abschied zu nehmen. „Sie glücklicher Mann,“ sagte Mozart, „ach könnte

ich mit Ihnen reisen, wie glücklich wäre ich. Sehen Sie, da muß ich jetzt noch eine Stunde geben, damit ich nur etwas verdiene."

Aber diese kleinen Sorgen waren es nicht allein, welche den weltfreudigen Sinn des Meisters verdüsterten und nach innen kehrten. Eine Reihe von Todesfällen von Freunden und Bekannten erschütterte sein Gemüth und richtete seinen Blick in die Unendlichkeit. Dann beschlichen ihn wohl eigene Todesahnungen, als wenn ihm selbst nur eine kurze Lebensstrecke noch vergönnt sei, und die tiefe Empfindung der Ohnmacht und Endlichkeit alles Irdischen überschattete den sonnigen, lebensfreudigen Geist mit den schwärzesten Wolken der Melancholie.

Solchen Stimmungen den theuren Freund zu entreißen, kam Daponte jetzt fast alle Tage, um ihn abzuholen und im bunten Strudel des Lebens zu zerstreuen. Beide Freunde waren jetzt unzertrennlicher, als je vorher. Indem sie die schwere Last der Lebenssorgen gemeinschaftlich trugen, erschien sie leichter, und schon das Aussprechen wirkte befreiend und erlösend auf die gedrückte Stimmung.

Dapontes Bemühen, den Freund in lustige Gesellschaft zu bringen, glückte allerdings sehr

selten; am liebsten besuchte er mit dem Einbruch der Nacht die alterthümlichen Kirchen der Stadt, zuletzt mit Vorliebe auch die Kirchhöfe des alten Wien, welche im Begriff waren, für immer zu verschwinden. Auf kaiserlichen Befehl waren die Gottesäcker, welche sich bis dahin, wie auch in anderen Städten, an den Kirchen selbst befanden, aufgehoben und jenseits der Vorstädte verlegt worden. Diese Maßregel ward jedoch langsam und allmählig in's Werk gesetzt, und mancher sonst gepflegte und anheimelnde Gottesacker bot jetzt das Bild der Zerstörung. Denkmäler und Leichensteine gab es wegzuräumen, Bäume und Gebüsche auszuroden. Die besseren und erhaltenen Monumente stellte man an den Außenseiten der Kirchen auf; die Grüfte und Gräber selbst wurden der Erde gleich gemacht, und manch ein Sammler von Knochen und Schädeln hätte bei dieser Gelegenheit reiche Ausbeute gefunden.

Wieder war es so in einer mondhellen stürmischen Nacht, als beide Freunde noch in später Stunde durch die hohen stillen Straßen der Kaiserstadt und von dort über die Basteien schritten. Leichte Wolken zogen über den Mond, und aus der Ferne hörte man das Rauschen der

Donau. Mozart wollte längst nach Hause, aber Daponte, der dem feurigen Carlowitzer Wein eifriger zugesprochen hatte, war heute in aufgeregterer und wilderer Stimmung als sonst.

„Ich könnte rasend werden," rief er, „wenn jetzt noch manchmal Leute zu mir kommen und mir gratuliren oder mich anklagen, daß ich den Casti gestürzt hätte. — Heißt das Jemand stürzen, daß man ruhig fortarbeitet und Jenen gewähren läßt, dann ist's Wahrheit — dann aber haben Sie mehr gethan, Mozart, und Ihnen allein gebührte der Sieg! Aber so meinen es diese klugen Leute nicht. Man hält uns für ein paar durchtriebene Intriguanten, für verfluchte Kerle, mit denen nicht zu spaßen sei — man rechnet uns die Bosheit Castis und sonstigen Zufall als eigenes Verdienst an — o, Sie können glauben, Mozart, mir war jene Kunde vom Sturz Castis wie ein Donnerschlag. Der Sieg war zu groß, und wenn Andere sich freuten, blieb mir nur der Schrecken, wie Einem, der nach dem Kampf über das Schlachtfeld geht. Andere triumphiren, daß der Feind gefallen, aber ich muß sein Ende entgelten heute oder morgen!"

„Wieder die alten wunderlichen Sorgen, die ich nicht verstehe," sagte Mozart.

„Weil Sie von anderem Blut, aus anderem Stoff sind. Mich lassen gewisse Gedanken nicht mehr los, wenn sie mich einmal gepackt haben. Wäre dieser Casti hier geblieben, so hätten wir weiter mit ihm kämpfen müssen, und das wäre uns gesund gewesen; seit er fort ist, seit er todt ist für Wien, wird an jedem Tage, wo man seinen Verlust empfindet, meine Schuld größer erscheinen und wachsen, bis sie mich erdrückt. Er wirkt abwesend noch mächtiger, als gegenwärtig, denn man schmückt ihn mit der Krone des Märtyrers, und er schreibt rührende Briefe aus seinem Tomi, die hier von Hand zu Hand gehen. Und darin hilft ihm getreulich die schöne Coltellini, die er bei sich hat und deren Briefe von Drohungen und Verwünschungen, Thränen und Beschwörungen überfließen. Wir werden es noch erleben, daß sie sich direct an den Kaiser wendet."

„Das wollen wir abwarten," sagte Mozart, und suchte ihn zu beschwichtigen, aber der Erregte redete sich immer mehr in ungemessenen Zorn hinein.

Beide Freunde waren jetzt über die Elend-Bastei hinabgestiegen und schritten nach der Rossau zu, über die alte Richtstatt; die Umrisse

des Galgens hoben sich dunkel gegen den Himmel, und ein Schwarm Raben flatterte mit lautem Gekrächz auf, als Daponte mit einem Stein hinauf warf. „Die armen Schelme warten noch auf Casti und Consorten," sagte Daponte, „aber es wird Keiner von ihnen gehenkt, denn sie leben in Saus und Braus, wenn sie auch Euch Deutschen Ehren und Gold und guten Namen stehlen. Der Armesünder dort oben war nur ein Falschmünzer, der Bankozettel machte. Der Kaiser hat ihn henken lassen, und die guten frommen Leute nennen das grausam, ich finde es nur ungerecht, daß es nicht Allen ebenso geht, die moralisch dasselbe thun — Casti und Rosenberg!"

„Ich beschwöre Sie, Daponte!" rief Mozart. „Denken Sie daran, daß auch die Nacht Ohren hat. Solche Worte könnten Ihnen theuer zu stehen kommen."

Aber der Ausgelassene antwortete ihm mit einem lauten Gelächter, und warf einen zweiten Stein unter die Raben, welche inzwischen wieder gekommen waren. Nur mit Mühe gelang es Mozart, den wilden Gesellen, in dem die Geister des Weines wirkten, mit sich zu ziehen, aber

jeder Versuch, ihn zur Umkehr nach der Stadt zu bewegen, war umsonst.

Beide waren jetzt bis zur Kirche von Monserrat gekommen, dann zur Minoritenpfarre und bogen jetzt in das Währinger Viertel ein, dort, wo der Narrenthurm stand und das Siechenhaus und das spanische Spital. In der Nähe davon lag der Schotten-Gottesacker, wo jetzt eine wilde Verwüstung herrschte. Kreuze und Monumente waren umgestürzt, um versetzt zu werden. Aus offenen Gruben schimmerten Schädel und Knochen, und die ungewisse Mondeshelle schien den Ort des Todes mit neuem geheimnißvollen Leben und Weben zu erfüllen. Hinter einem Graben, umgeben von einem zerbrochenen Gitter, stand das verwitterte Steinbild eines Reiters. Jahrhunderte alt und mit Moos bewachsen, ließ das Monument nicht mehr erkennen, wen es einst darstellte.

Beide Freunde standen eine Weile schweigend. Soeben durchbrach ein Mondesstrahl die Wolken, und in den oberen Lüften ging ein heulendes Sausen, während auf dem Gottesacker selbst lautlose Stille herrschte.

„Sehen Sie doch den Reiter an, Mozart," sagte Daponte plötzlich. „Sieht er nicht aus

wie der leibhafte Casti — o, dieser Mensch ist mein Schicksal, und kommen wird er wie ein Reiter zu Pferde — wie der Gouverneur in dem spanischen Stück. Aber er soll nur kommen — Herr Gouverneur Casti — Sie saßen ja immer auf hohem Rosse — Sie sind eingeladen bei mir, Monsieur, haben Sie es gehört?" rief Daponte in trunkener Laune; plötzlich taumelte er zurück und faßte Mozarts Arm.

„Bei Gott, er hat genickt — er bewegt sich —"

„Kommen Sie doch zu sich, Daponte," sagte Mozart. „Gott weiß, welche tollen Ideen in Ihrem Hirn spuken. Kommen Sie!" und er suchte ihn mit sich fortzuziehen. Daponte aber stand wie angewurzelt, die Arme verschränkt und das bleiche Gesicht mit den glühenden Augen zu dem Steinbild gerichtet. Allmälig lösten sich seine Arme, dann blickte er scheu um sich, wie Einer, der aus tiefem Schlaf erwacht, umarmte Mozart und ließ seinen Kopf an der Brust des Freundes ruhen.

„Aber was haben Sie, Daponte," sagte Mozart, „sind Sie krank, oder welche seltsame Ideen müssen es sein, die Sie wie lebende Gestalten necken?"

„Lebende Gestalten?" rief Daponte — „nein, lebende Dämonen!" Dann strich er mit seinen Händen über sein Gesicht und fuhr ruhiger fort: „Ich habe heute früh ein spanisches Stück gelesen, den Don Juan von Maraña — ein altes Stück, habe ich Ihnen heute noch nicht davon gesprochen — so muß ich's vergessen haben, und dieser steinerne Reiter erinnerte mich wieder daran. Mozart, Sie müssen das Stück lesen — darin steckt etwas, wenn man es herauslesen will, Freiheit und Liebe, Hohn den Gesetzen der Philister und Pharisäer! — Selber ein Herakles sein, der sich alle Aepfel holt aus den Hesperidengärten, selber ein Prometheus sein, der den Göttern trotzt und ihrem Zorn: so könnte das Stück ein Don Giovanni werden, der das Siegel der Zeit und der Menschheit auf seiner Stirn trüge!"

Mozart bestaunte den excentrischen Italiener, und es fiel ihm ein, daß er aus Venedig verbannt worden, weil er ein Libell im Geist Rousseaus geschrieben. „Ich weiß noch nicht, wo Sie hinaus wollen, Daponte" — sagte er dann. „Aber kommen Sie jetzt" — und er wollte ihn mit sich fortziehen, doch Daponte stieß seinen Arm zurück. —

„Lesen müssen Sie das Stück, Mozart, oder ich künde Ihnen meine Freundschaft. Wir sind Alle ein Stück Don Giovanni. Was Eure Stürmer und Dränger in Deutschland wollen, die Herren Autoren des Götz und der Räuber, wovon man so viel Aufhebens macht seit einiger Zeit — das Alles hat Don Giovanni weit hinter sich. Bah, wozu schmachten wie Eure Werther, wozu sich mit Gensdarmen raufen wie Eure Moor! Held Don Giovanni ist die Erfüllung, ist der König der Freiheit und der Liebe. Herr Beaumarchais ist ein armer Wicht, und wenn er je an eine Revolution gedacht hätte, wie man ihm Schuld giebt, so hätte er einen Don Giovanni schreiben sollen, aber keinen Figaro!"

Bei dem Wort Revolution sah sich Mozart abermals scheu um und sagte: „Es ist gut, daß wir hier mutterseelen allein sind, sonst gäbe ich für Ihre Freiheit keinen Deut. Aber warnen möchte ich Sie doch, Daponte. Der Hofrath Martinelli hat Spione genug in seinem Dienst."

„Ach was Spione," rief Daponte jetzt mit lauter Stimme, und er gerieth wieder in das Stadium trunkenen Uebermuths. „Ich selbst bin Don Giovanni und Figaro und Gilblas — ich erkläre Krieg den Perrücken und Zöpfen, Krieg

den Palästen und Schergen — Krieg den Gesetzen wie den spröden Weibern! Das eherne Schicksal kommt doch — für die Hasen wie für die Helden, für die Schwärmer, wie für die Stürmer, ja für das Jahrhundert. Ich sehe ihn, den ehernen Reiter, der mit seiner Sense die Tausende niedermäht, daß nichts bleibt als Schädel und Knochen und Gräben und Ruinen, wie hier. Diese ganze Generation ist Don Juan und darum wird sie der Teufel holen, aber zuvor wollen wir lieben und küssen, trinken und tanzen!" Und er stimmte ein bacchantisches Lied an und warf seinen Hut hoch in die Luft.

Mozart trällerte die Weise des Liedes in seiner Art nach, dann faßte er Dapontes Arm.

„Daponte, geben Sie mir das Stück — das wird meine neue Oper, wenn Sie Alles das hineinlegen können, wovon Sie reden."

Plötzlich wurde Daponte ernst und ruhig. Die wilden Geister seiner Erregung schienen beschworen zu sein, und er antwortete mit nüchternstem Tone: „Wollen Sie das wirklich, Mozart? Top, hier ist meine Hand, und nun bin ich erlöst von aller Schwermuth dieser Tage. Eine solche Arbeit — das heißt, dem Schicksal selber den Handschuh hinschleudern. Es muß

ein himmlisches, ein diabolisches Werk werden. Mozart, wenn Sie das erreichen — und Sie werden es erreichen, dann wird unser Name dauern, so lange Menschen leben. — Aber es wird ein Lied von Himmel und Hölle, Mozart, vielleicht mein Gipfel, vielleicht mein Ende, denn überbieten läßt es sich nicht mehr. Aber ein Spiegel des Menschenlebens und unserer Zeit soll es werden, wie kein anderer. Krieg den Philistern und Krieg den Schergen! Wein und Taumel und Liebe und nach uns die Sündflut! — Sehen Sie, Riesenkräfte fühle ich in mir. Drei Opern könnte ich auf einmal schreiben: Nachts für Mozart und lese Dante dabei, Morgens für Martin und studire Petrarca, am Abend vielleicht für Salieri und blättere dabei im Tasso. Meine Flügel sind gewachsen, Mozart, seit dieser Teufel Casti fort ist und seit wir unseren neuen Stoff haben. Addio, Herr Gouverneur, addio Monsignore Casti hoch zu Rosse, nun können Sie kommen, wann Sie wollen, und wir werden fertig miteinander werden. Mozart, Mensch, Halbgott," — und er umarmte ihn mit stürmischer Heftigkeit, „heute fühle ich mich wie neugeboren, und noch heute Nacht beginnen wir das große Werk. Ich habe

noch Tokayer im Haus und auch eine reizende Hebe."

Mozart sagte nicht sogleich dieser ungewöhnlichen Einladung zu; es genügte ihm, daß er den Excentrischen endlich zur Umkehr gebracht hatte, und Daponte stürmte jetzt so eilfertig voran, daß Mozart kaum folgen konnte. —

Bald erreichten sie auch wieder die stille Stadt und wenig später Dapontes Wohnung auf dem Graben.

Bevor jedoch Mozart eintrat, schien er noch eine Frage auf dem Herzen zu haben, und ehe diese nicht erledigt, wollte er von nichts weiter wissen. „Ich habe Ihre Freundschaft angenommen, lieber Daponte," sagte er, „weil unsere Art und Weise zu einander zu passen scheint, weil Sie mich verstehen und mir so herzlich entgegenkommen, mit Aufopferung Ihrer älteren Freundschaft zu Ihren Landsleuten. Um so mehr hat mich vorhin ein Wort von Ihnen in Erstaunen gesetzt, und ich möchte Ihre Erklärung haben."

„Welches Wort, mein theuerster Freund?"

„Sie sagten, daß Sie wieder für Salieri schreiben wollten. Mir kann es nur lieb sein, wenn Sie sich mit Ihren Landsleuten wieder

versöhnen, aber wissen möchte ich es doch, ob Sie mir allein gehören, oder Allen?"

„Ich danke Ihnen für diese Frage, Mozart. Sie sind eifersüchtig, und jede ächte Freundschaft ist eifersüchtig, wie die Liebe. Uebrigens brauchen Sie keine Unruhe zu haben. Es ist das eine hübsche Geschichte. Sie sollen Alles wissen. Seit Casti fort ist, sind alle meine Herren Landsleute wieder wie sonst. Der Teufel hat keine Macht mehr über sie. Nun stellen Sie sich vor: Eines Tages — Sie waren noch in Prag, und ich hatte Niemand, mit dem ich reden konnte, — tritt im Kaffeehause Salieri zu mir und fragt mich, ob wir nicht zusammen eine Promenade machen wollten. Er war so seltsam freundlich und verlegen, daß ich innerlich lachen mußte. Zuerst sprach er allerlei Gutes von Ihnen und gratulirte mir zu diesem Bunde — er müsse gestehen, Casti habe ihm Alles und Jedes in falschem Lichte gezeigt, und es sei ein Glück, daß er fort sei. Ich ließ den Herrn Kapellmeister ruhig fortreden, denn ich merkte, er hatte noch einen Hinterhalt. — Und so war es auch; schließlich bot er mir die Hand, ob wir nicht die Alten sein wollten. Das heißt, sagte ich ihm, ob ich nicht

wieder in Ihr Joch kriechen will, nein, Herr Capellmeister, ich habe mich Mozart zugeschworen, ihm gehöre ich und keinem Anderen. — Wir wollen Sie Mozart nicht rauben, sagte er darauf, aber er verliert ja nichts, wenn Sie bei Gelegenheit auch für uns schreiben. Ich hätte zum Beispiel einen vortrefflichen Gegenstand für Sie.

„Und doch wollte sich ein gewisser Capellmeister lieber die Hand abhacken lassen, ehe er wieder ein Wort von mir in Musik setzte, sagte ich ihm. Im Uebrigen, Herr Capellmeister, wohl zu speisen. Wollen Sie etwas von mir, so haben Sie das erst mit Mozart auszumachen. Ich halte Ihnen also mein Wort, theurer Freund, und Sie werden ganz nach Gutdünken entscheiden können, sobald Salieri zu Ihnen kommt. Doch darf ich nun bitten, einzutreten?"

Mozart schien von dieser Erklärung befriedigt und folgte dem Freunde.

Wein, Lichter und Blumen waren zur Hand. Daponte begann die erste Scene zu skizziren und den Plan im Ganzen zu entwerfen. Bevor der Morgen graute, war der Don Juan begonnen.

Und wie im Sturm ging die Arbeit weiter; Daponte schien von einem Dämon besessen.

Suchte er früher den Taumel des Genusses, um zu träumen und zu vergessen, so suchte er ihn jetzt, um zu arbeiten. Zum ersten Mal seit langer Zeit war sein Leben völlig wolkenlos und schien in einen reichen üppigen Frühling von Duft und Klang, von Rosen und Wein, Liebe und Leidenschaft auszublühen. Er hatte jetzt wirklich keinen Feind mehr, denn Salieri hatte sich mit Mozart verständigt, und selbst der gestrenge Graf Rosenberg machte ihm ein freundliches Gesicht, wenn er ihm begegnete.

Daponte war zu welterfahren, um diesen günstigen Zeichen mehr, als für den Augenblick zu trauen. Er saß an seinem Schreibtisch und blieb alltäglich zwölf volle Stunden daran sitzen, eine Flasche Tokayer zur Rechten, in der Mitte sein Schreibzeug und eine Dose mit Tabak von Sevilla zur Linken. Ein schönes sechzehnjähriges Mädchen, die Tochter seiner Hauswirthin, besorgte die häuslichen Geschäfte und kam sogleich in sein Zimmer, wenn er die Glocke zog. Sie brachte ihm bald einen Zwieback, bald eine Tasse Kaffee, bald auch nur ihr reizendes Gesichtchen, das, immer voll Heiterkeit strahlend, geschaffen schien, seine Gestaltungskraft zu beseelen und zu verdoppeln. In der Regel hielt sich die

anmuthige Josepha im Nebenzimmer auf, bald mit einem Buch in der Hand, bald mit Nähen oder Stricken beschäftigt, um immer bereit zu sein, auf den ersten Glockenton gleich bei Daponte zu erscheinen. Sie setzte sich auch zuweilen neben ihn, ohne sich zu bewegen, ohne den Mund zu öffnen, oder nur den Blick abzuwenden, so fest betrachtete sie ihn; sie lächelte zu seinen Bemühungen, sich ihr auf Deutsch verständlich zu machen, manchmal auch seufzte sie und schien weinen zu wollen. Zuletzt mußte er ihr das Zimmer verbieten, weil er mit ihren Zärtlichkeiten zu viel Zeit vertändelte, denn darin war sie vollkommen Meisterin, wie es Daponte in seinen Memoiren unbefangen berichtet.

Die ganze sinnliche und sentimentale Ueberschwänglichkeit, welche in den Tagen des Werther und des Siegwart, der Räuber und des Ardinghello die deutsche Jugend und die zahlreichen Apostel des neuen Werderufs des Sturms und Drangs beseelte, war hier auf einen Italiener übergegangen, der vielleicht unbewußt, aber nicht weniger energisch von der deutschen Geistesströmung ergriffen wurde. Wir werden an die

Lenz und Klinger, nicht minder wie an Heinse erinnert, welche den Drang ihrer entfesselten Phantasie und Leidenschaft in die Wirklichkeit hinübertrugen und damit ihr Leben selbst in ein stürmisches und drangvolles verwandelten. Auch das wirkliche Leben Dapontes wogte im kräftigen Pulsschlag der Leidenschaft wie bei jenen Poeten, die ihre Schicksale in ihre Werke verflochten. Auch sein Werk ward der Spiegel seines Lebens.

Wir wissen, er hing an der schönen Annunziata Ferraresi. Sie war seine Muse, aber im höheren Sinne, als jene verführerische Tochter der Hauswirthin. Nicht etwa sein Mangel an „Leidenschaft", aber ihre Vornehmheit und Vorsicht vielleicht war bisher Schuld gewesen, daß er seinen Schwur hatte halten können: Alle zu verehren und doch Keiner ganz zu gehören, um seine Freiheit zu behaupten. Trotzdem brachte er ihr, sowie seinem Freunde Mozart, jede Arie, jede Scene des Don Giovanni, sobald sie fertig war; er legte sie wie Gaben auf den Altar einer Göttin nieder, die er anbetete, aber nicht begehrte. Seltsame Erfahrungen sollte er dabei machen, vor allen die, daß eine Deutsche in der Leidenschaft sich selbst und ihre Zukunft ver-

gessen kann, eine Italienerin jedoch immer ihre Zwecke im Auge behält.

Er war im Entwurf des Don Juan bis in die Hälfte des ersten Actes gekommen, als er wieder bei der Schönen erschien, die ihn diesmal nicht, wie sonst wohl, in der Gesellschaft der Storace, sondern allein empfing.

Soeben wollte Daponte nach seinen üblichen Complimenten beginnen, ihr die neuesten Scenen mitzutheilen, als ihn die Ferraresi unterbrach. „Bitte, lassen Sie es nur, Daponte, es ist vielleicht unbequem, daß Sie sich diese Mühe machen," dabei maß sie ihn vom Kopf bis zu den Füßen.

„Aber, Signora, was haben Sie," sagte Daponte betroffen, „warum zürnt meine Göttin?"

„Sparen Sie nur Ihre Complimente, Daponte," rief die Italienerin, „und verschwenden Sie dieselben lieber an Ihre wirkliche Muse, an Ihre wirkliche — Göttin; ich fühle keinen Beruf, mich mit einer dienenden Person auf eine Stufe zu stellen —"

„Ah, ist es das?" und Daponte lachte laut auf.

„Lachen Sie nicht, Daponte," fuhr die erzürnte Schöne fort, „man weiß recht wohl, wer Sie beim Tokayer begeistert, man weiß, wer

auf Ihren Knieen sitzt, man weiß, welchen schönen Augen und schönen Lippen alle Ihre Arien gelten. Sie sind ein Heuchler, Daponte, ein Unwürdiger, ein Undankbarer, gleichgültig gegen die Schmach, die Sie Anderen anthun. Doch wozu mich ereifern. Der Gegenstand ist zu niedrig, und wenn ich es recht bedenke, könnte ich Sie nur bemitleiden!"

Daponte lachte noch immer. Jetzt ward er plötzlich ernst. „Ich danke Ihnen, Signora. Sie sind, auch wenn Sie es nicht wissen und wollen, die beste Mitarbeiterin meines Werkes. Gott, wie habe ich mich hin- und herbesonnen, die wahrste Sprache für meine Donna Elvira zu finden — sie haben Sie mir dictirt!" und er schlug das Heft auf und improvisirte:

„Mich verließ der Undankbare,
Gab mich Arme der Schmach dahin,
Dennoch muß ich sein gedenken,
Fühle Mitleid noch für ihn!
Schande beugt durch ihn mich nieder,
Und mein Herz verlangt nach Rache,
Doch dann bangt um ihn mir wieder,
Ach — und Alles ist verzieh'n!"

„Ich danke Ihnen, Donna Elvira, für diese Eifersuchtsscene gegen meine kleine Zerline —"

Signora Ferraresi hatte dem Verwegenen

mit offenen Lippen zugehört, jetzt endlich fand ihr Zorn Worte. „Noch Hohn also statt Reue. Auf der Stelle verlassen Sie mich!" —

„Aber, meine stolze Donna Elvira oder Donna Anna" — sagte Daponte mit allem Gleichmuth. „Thun Sie doch, als hätte ich Ihren Vater erschlagen, wie Don Giovanni. Beruhigen Sie sich, Annunziata, und seien Sie mir wieder gut —" dabei wagte er es, ihre Hand zu ergreifen.

Aber die Signora entzog sie ihm. „Lassen Sie mich. Sie haben ja ein Deutscher werden wollen, zuerst in der Kunst, nun vielleicht auch in der Liebe. Sie finden sich vortrefflich in dies Land und seine Sitten. Ich habe nichts dagegen; es ist Geschmackssache, deutsche Dienstboten und deutsche Bauernmädchen zu lieben, aber dann sparen Sie sich die Komödie, zu meinen Füßen zu sitzen und mir — Freundschaft zu heucheln. Ich vermag solche Zweideutigkeit des Herzens nicht zu ertragen."

„Anima mia," sagte Daponte mit aller Treuherzigkeit und Aufrichtigkeit, „wer hat Ihnen so tolles Zeug in den Kopf gesetzt oder ganz harmlose Dinge in so verdächtigem Lichte gezeigt? Sie wissen es, ich habe mich verbindlich

gemacht, Ihr Beschützer zu sein, und Sie sind meine Kalliope, meine Muse geworden. Gott im Himmel, was wäre ich, wenn ich Sie nicht hätte, mein Kopf ist deutsch geworden, das ist wahr, aber mein Blut ist italienisch geblieben. Seien Sie keine Sittenrichterin, Annunziata. Sie wissen, meine Seele gehört Ihnen, das habe ich nie verleugnet!"

„Bravo, Daponte," antwortete die Sängerin, „Ihre Seele bleibt bei mir, indeß Ihr Herz andere Wege wandelt, diese ökonomische Eintheilung ist mir neu!"

„Annunziata, Sie können mir wirklich keinen Vorwurf machen," sagte Daponte lachend. „Ihr Oheim und Großvater zu sein, habe ich versprochen, und ich habe es gehalten, so sauer es mir zuweilen ward. Oder habe ich jemals mehr von Ihnen begehrt? Antworten Sie mir."

Signora Ferraresi schwieg eine Weile, aber auf ihren Lippen schien die Bemerkung zu ruhen: „desto schlimmer für Sie" — endlich erwiderte sie:

„Was würden Sie denn sagen, Daponte, wenn auch ich nur meine Seele Ihnen widmete, im Uebrigen aber den Wünschen Anderer Gehör schenkte — es fehlt nicht an solchen Bewerbern,

trotz des vorsichtigen „Oheims“ und „Großvaters!“ und dabei zeigte sie auf ein Kästchen, das voll war von Briefen.

Ein offenes Billett lag oben drauf, und Daponte erkannte die Handschrift Lattanzios.

„Wie, auch dieser Bursche hat gewagt, sich Ihnen zu nahen?“

„Warum nicht?“ war die Antwort. „Er hatte Courage genug, mir eine Liebeserklärung in aller Form zu machen. Da ich ihn abwies, wagte er mir zu bemerken, daß er als Redacteur seines Theaterblattes meinen Ruf in der Hand habe. Was wollte ich machen — um den Gefährlichen los zu werden, habe ich wenigstens auf dreißig Exemplare seines Blattes abonnirt, und er empfahl sich ganz zufrieden. Vielleicht war dies Geschäft seine einzige Absicht. Im Uebrigen kennen wir diesen Patron.“

„Sie kennen ihn?“

„Ich meine seine Vergangenheit; hier weiß man nichts davon. In Rom ist er dem Zuchthaus entsprungen, wo er saß, weil er Banknoten gefälscht hatte, und hier wagt dieser Mensch den Cavalier zu spielen. Solche Schlangen muß man zähmen oder ihnen den Kopf zertreten. Hüten Sie sich vor ihm, aber Sie

sind mir ja noch Antwort auf meine vorige Frage schuldig."

Daponte schwieg einen Augenblick, dann sagte er: „Auf eine solche Frage erlaube ich mir keine Antwort. Jeder ist Herr seines Willens — wollen Sie es zum offenen Bruch kommen lassen, Signora, ebbene! Kein Herz muß müssen, sagt ein deutscher Autor. Offen heraus, Annunziata, Ihre Macht ist groß über mich, aber sie ist doch zu klein, mich zu einer lächerlichen Rolle zu zwingen!"

„Meine Macht — sieh doch, meine Macht!" — rief die Sängerin, „vielleicht hätte ich noch Macht über Sie, Daponte, wenn ich die Künste eines dienenden Geistes nicht verschmähte. Früher war es anders, Daponte, aber Sie haben meine Großmuth verkannt. Hätte ich Sie damals beim Wort nehmen wollen, so hätte ich Sie getrieben, bis wohin ich wollte."

„Bis wohin, Signora?" fragte Daponte, dem dieser Auftritt sichtliches Vergnügen zu machen schien.

„Ich weiß es nicht," erwiderte die Sängerin, „aber vielleicht bis vor den Altar."

„Das heißt, um Sie zu meiner Frau zu machen," sagte Daponte, und ein Seufzer stahl sich

über seine Lippen. „Nein, Annunziata, darin sind Sie im Irrthum, denn so unglücklich hätte ich Sie nicht machen mögen! und auch mich nicht, denn in meinen Augen ist die Ehe eine Entwürdigung beider Theile. Ihnen will ich's offen sagen, was ich Herrn Galliano neulich verschwiegen habe. Kennen Sie Herrn Galliano? Es ist ein vermögender junger Mann aus Venedig, wohl situirt und gut gewachsen, dabei von keinem allzu großen Verstande, enfin eine Partie, wie sie die Damen lieben — er hat eine Wechselstube auf dem neuen Markte — der zieht mich neulich in sein Comptoir und meint, ich sollte ihm einen unendlichen Gefallen thun. Er bot mir — ich darf es gar nicht sagen, wie viel, — wenn ich ihm eine Frau zur Ehe verschaffen könnte, aber vor Allem keine Italienerin, sagte er, und warum? — es sind meistens Landstreicherinnen, die hier im Ausland leben, meinte er, am liebsten wollte er eine Deutsche, oder zur Noth eine Engländerin, die seien für die Ehe wie geschaffen, dabei habe man seine Ruhe als Geschäftsmann, denn auf ihre Treue könne man Häuser bauen."

„Nun, und Sie haben ihm zugesagt?" fragte

die Italienerin, gespannt, was er mit der Erwähnung jenes Menschen wolle.

„Gelacht habe ich zuerst über den Praktikus, der sich die Ehefrau als eine Art Hausrath denkt. Perrücken sind am besten französisch, Spitzen am besten von Brabant, Spiegel am besten venetianisch, Merinoschafe am besten spanisch, und die Hausfrau — so denkt Jener — am besten deutsch oder englisch. Natürlich habe ich es ihm versprochen, wenn ich einmal eine solche finde, die für den Narren taugt. Pfui über solche Tröpfe! Dagegen ist mein Don Giovanni noch ein Heiliger und ein Held, und ich denke in diesem Punkte genau wie er. Mit der Kunst kann ich einen Bund, eine Ehe eingehen auf Lebenszeit, mit einer Frau niemals, und je weniger, je höher ich sie stelle und je lieber sie mir ist!"

„Und warum, mein curioser Herr Philosoph?" fragte die Sängerin.

„Warum — weil ich keine Achtung habe vor erlogenen Schwüren. Schwüre der Treue — wer ist so thöricht, ihnen zu glauben! Werde ich denn ewig jung, ewig begehrenswerth, ewig guter Laune, ewig werth genug bleiben, um die Liebe und Treue eines Weibes zu fesseln, das heißt,

sie in Bande zu schlagen? Darf ich denn verlangen, daß man mich lieben soll und muß, wenn ich alt und dumm, häßlich und elend werde — nein, denn ich würde eine Lüge verlangen. Das Höchste auf Erden, Liebe und Leidenschaft, muß frei bleiben, und verlange ich diese Freiheit für mich, so muß ich sie auch Anderen gewähren. Je heiliger mir Ihr Glück ist, Signora, desto weniger würde ich begehren, es durch eine sogenannte Ehe zu entwürdigen. Hier haben Sie mein volles Bekenntniß!"

Annunziata Ferraresi sah den curiosen Philosophen, der sich einbildete, das Urbild eines Don Juan zu sein, mit blitzenden Augen an. Als er geendet hatte, brach sie in ein lautes Gelächter aus.

„Liebe und Leidenschaft!" rief sie. „Gehen Sie doch, mein närrischer Daponte, Sie verwickeln sich in heillose Widersprüche, Sie haben ja gar keine Leidenschaft!"

Daponte stand und starrte die schöne Spötterin an, als habe er nicht recht gehört.

„Sie denken wohl, daß es ein Geheimniß geblieben, was Sie geschworen haben? — meine alte Freundin Nancy hat es mir gleich mitgetheilt, daß Sie ganz ungefährlich seien, weil

Sie niemals eine Sängerin oder Schauspielerin lieben würden. Nun, dies Wort haben Sie redlich gehalten."

„Kommen Sie nicht darauf zurück," sagte Daponte ungeduldig. „Ich werde mich in keinen Streit mit Ihnen darüber einlassen. Sie geben es ja selbst zu, daß Sie keine Ansprüche auf mich haben. Wozu also diese ganze Anklage? Für ein leichtsinniges Spiel, für eine Tändelei sind Sie mir zu gut, und meine reine Verehrung, meine geistige Liebe wollen Sie nicht gelten lassen."

„Ah, wieder jene feine Unterscheidung, mein Herr Daponte," sagte die Italienerin, die offenbar des Spiels müde war. „Für uns also die schönen Flammen Ihrer Seele, Ihre Zerstreuungen aber für eine Soubrette — vortrefflich, ich bin mit dieser Theilung völlig zufrieden, aber dann haben Sie auch die Gnade, jene Bevorzugte für die Oper zu engagiren."

„Wie so?" rief Daponte. „Das verstehe ich nicht."

„Jedenfalls wird diese Zerline Ihres Dankes sicherer sein, als ich, die immer noch auf die definitive Anstellung an der Oper warten muß."

„Ah, ist es das!“ rief Daponte, und schlug sich vor den Kopf. Bei Gott, dachte er, der Galliano hat Recht, keine Italienerin zu wollen. Man denkt, sie glühen von Liebe und Eifersucht, und im Stillen sinnen sie über ihren Nutzen. — „Warum sagten Sie das nicht gleich, Signora? Diesen kleinen Wunsch konnte ich Ihnen längst erfüllen.“ —

Mit diesen Worten nahm er an dem Schreibtisch Platz, um einige Zeilen auf das Papier zu werfen, welches er sodann der Signora überreichte. —

Annunziata Ferraresi las ihre definitive Anstellung an der kaiserlichen Oper und schien befriedigt zu lächeln. Dabei blitzte ihr Auge aber von Schelmerei, als sie sagte:

„Ich danke Ihnen, Daponte, und doch kann und will ich Ihre Gnade nicht annehmen, so lange Sie sich selbst in zwei ungleiche Personen theilen — so lange Sie Ihr Herz verschenken und Ihrem Geist den Schwur abnehmen, nie eine Sängerin zu lieben. Ich weiß ja nicht, welchem von Beiden ich diese Gnade verdanke. Kurz, ich werde sie nur annehmen, wenn sie von Ihrem Herzen kommt.“

Daponte war überrascht von dieser ziemlich offenen Liebeserklärung der Sängerin.

„Annunziata!“ rief er, und beugte vor ihr sein Knie. „Machen Sie mit mir, was Sie wollen. Nehmen Sie mich hin, so lange ich Ihnen gefalle, und stoßen Sie mich fort, wenn Sie mich satt haben!“

„Wir wollen die Probe versuchen,“ sagte das schöne Weib und berührte den Kopf des Knieenden mit ihrem Fächer. „Als erstes Zeugniß Ihrer Bekehrung mache ich zur Bedingung, daß Sie Ihre Wohnung verändern.“

„Und wohin soll ich ziehen — zu Ihnen?“

„Wie Sie wollen,“ lachte die Signora, „aber Sie werden dann auch Ihren Tisch bei mir nehmen, Ihre Proben und musikalischen Abende bei mir halten. Brauchen Sie dazu durchaus Ihre kleine Zerline, so können Sie dieselbe ja mitbringen, wenn sie will; unter unseren Augen mögen Sie immerhin den Don Giovanni spielen —“

„Sie sind boshaft, Annunziata,“ sagte Daponte, „indeß hoffe ich Sie zu überzeugen, daß ich immer noch ein wenig besser bin, als mein Held von Sevilla — vorausgesetzt, daß Sie mich in Ihre Pflege nehmen —“

„So lange, bis ich Ihrer satt bin — ganz

nach Ihrer Vorschrift!" rief die Sängerin und gab ihrem Sclaven einen Schlag auf die Wange. „Sie sind durchaus nicht gebunden an mich, aber auch ich nicht an Sie, vielleicht bindet uns diese Freiheit am besten, ist es so recht, mein Herr Philosoph?"

„Darauf will ich es ankommen lassen," flüsterte der glückliche neue Don Giovanni und küßte die verführerische Schöne auf den Mund. Donna Elvira hatte in Wirklichkeit über Zerlinen triumphirt, und sie mochte Recht haben zu denken: Hab' ich Dich endlich, Flatterer! Du hast es mir sauer gemacht, Deine schwache Seite zu finden, aber nun sollst Du auch dafür büßen. Meine Stellung an der Oper erobert und zugleich die kleine Wienerin beseitigt, ich kann zufrieden sein mit dem heutigen Tage. — „Nur nicht so stürmisch, mein lieber Daponte," sagte sie, indem sie den Zudringlichen abwehrte. „Jetzt lesen Sie Ihren neuen Act, kleiner Don Giovanni, und ich werde zuhören —"

Und Daponte las bis zur späten Stunde. Seine Hauswirthin und ihre schöne Tochter erwarteten ihn an diesem Tage vergebens. Am anderen Morgen wurden seine Sachen abgeholt.

Inzwischen wuchs der Don Juan zusehends. Aber es blieb nicht bei dieser einen Oper. Daponte begann in der That drei zugleich. Salieri hatte sich mit Mozart verständigt, der seinem Wunsche, daß Daponte auch für ihn wieder schreiben möge, nicht gut ausweichen konnte. Er brachte seine Oper Tarare, welche für Wien umgearbeitet werden sollte. Die Vermählung des Erzherzogs Franz stellte Hoffestlichkeiten in Aussicht, und bis dahin sollte diese neue Oper fertig sein, welcher Daponte den Titel „Axur, König von Ormus" gab. Aber auch Martin ließ dem armen Librettisten keine Ruhe. Daponte hatte ihm leichtsinnigerweise einen „Baum der Diana" zugesagt, aber außer diesem geheimnißvollen Titel war nichts vorhanden; was dieser Baum eigentlich bedeuten sollte, wußte Daponte selbst noch nicht.

Neben allen diesen Anläufen und Projecten blieb jedoch der Don Juan die Hauptsache. Viele der fertig gewordenen Theile componirte Mozart sofort. Und es gab jedesmal ein heiteres Fest, wenn man diese fertigen Scenen probirte. Mit Lied und Wein, Blumen und schönen Frauen feierte man dann attische Nächte, an

denen die Freunde des Hauses, sowie Sänger und Sängerinnen theilnahmen.

An einem dieser Abende war es, und diesmal in Dapontes neuer Wohnung, die eine Treppe höher als die der Ferraresi lag. Salieri war anwesend, Martin und Mozart gleichfalls, und die schöne Annunziata füllte die Gläser mit heißem Punsch. Salieri hatte bereits einen beträchtlichen Theil seiner Oper Axur erhalten und war sehr befriedigt. Martin desto weniger, denn noch immer war der „Baum der Diana" ein Geheimniß, wenn auch Daponte allerlei von der Macht Amors andeutete, dem auch die Sprödesten erliegen; von der eigentlichen Behandlung wußte er noch nichts zu sagen und versprach, nach dem Nachtessen den Plan vorzulegen.

Inzwischen hatte er den Schluß des zweiten Actes vom Don Juan gelesen, während im Anfang desselben namentlich die Mantelcomödie vor Elviras Wohnung noch fehlte. Mit tönender Stimme hatte er die fünfzehnte Scene begonnen, und Alle waren ergriffen von dem Nahen des steinernen Gastes — plötzlich hörte man einen schweren Schritt im Vorzimmer, und Alle fuhren entsetzt auf, als sich die Thür öffnete.

Es war aber nur der Graf Lerchenheim,

welcher in der Regel auch zu den Gästen dieser Abende gehörte und sich diesmal verspätet hatte.

Als sein gutmüthig lächelndes Gesicht erschien, schlug der Schrecken der Anwesenden in das Gegentheil um, und ein schallendes Gelächter empfing den Eintretenden, der von diesem seltsamen Willkomm sichtlich befremdet erschien.

Als man ihm den Zusammenhang mittheilte, sagte er: „Nun, die Ehre wäre zu groß für mich, ein steinerner Comthur zu sein, aber wenn gewisse Leute hier wären, so könnte das Gleichniß passen. Der steinerne Reiter ist unterwegs für eine Macht im Staat, die heute noch ihr Haupt hoch trägt. Hier lesen Sie, dies ist das Neueste aus dem kaiserlichen Cabinet!"

Er zog dabei eine Schrift aus der Tasche.

Es war das Decret des Kaisers, welches mit einem Schlage in den österreichischen Erblanden siebenhundert Klöster aufhob und ihre Einkünfte für Schulen stiftete.

Während die Anderen schweigend die Bedeutung dieser Maßregel erwogen, sprang Daponte auf, und sein ganzes Wesen war in seltsamer Bewegung. — „Mozart, haben Sie es vernommen, was dies Decret uns sagt? — Beim Himmel, wir sind arme Schächer, Schulknaben und

Pygmäen! Wir studiren am Räthsel der Zeit und kämpfen für die Freiheit in unserer Weise. Da kommt dieser Kaiser und durchhaut den Knoten. Wozu unsere Kunstwerke, unsere Tragödien, unsere Oden und Opern, dieser einzige Streich zeigt, daß wir arme Schlucker sind und nichts können! — Wahrhaftig, Mozart" — fuhr er mit komischem Zorne fort, „ich kündige Ihnen meinen Vertrag, ich muß jetzt meine Allianz mit einem Größeren machen, mit dem Kaiser selbst. Allerdings" — sagte er zu den Staunenden — „meint Ihr, man verbündet sich ungestraft mit den deutschen Ideen? — nein, ich bin ein so guter Deutscher geworden, daß ich nun noch weiter gehen muß, als der Kaiser, wenn es möglich wäre! Bah, wir dünken uns auf der Höhe des Jahrhunderts und schreiben spanische Abenteuer. — Er aber wirft den Handschuh der Kirche hin, das heißt den Jesuiten! Unser Werk ist nichts, Mozart, nichts als Stümperei, ich muß ein anderes machen — ein besseres. Laßt mich jetzt, laßt mich, in einigen Minuten bin ich wieder da, denn jetzt weiß ich, was mein Baum der Diana bedeutet!"

Und ohne sich halten zu lassen, verschwand Daponte in einem Nebenzimmer, nachdem er

den Befehl gegeben, inzwischen das Abendessen aufzutragen.

Nicht zum ersten Mal hatte Mozart die störende Empfindung des Zweifels und der Reue, daß er sich mit einem wilden Genie, einer unberechenbaren, jedem Reiz empfänglichen Natur eingelassen, die ihn vielleicht im letzten Augenblick im Stiche ließ, wo er ihrer Hülfe am nothwendigsten bedurfte. Indeß war einstweilen nichts zu machen, man mußte den Seltsamen gewähren lassen.

Man nahm das Nachtessen und wollte dann einige Scenen des Don Juan von neuem probiren, als Daponte plötzlich wieder erschien. Es war kaum eine halbe Stunde vergangen, seitdem er sich entfernt hatte.

„Meine Allianz mit dem Kaiser ist gemacht!“ rief er mit strahlender Miene, „Krieg Rom und Krieg den Mönchen auf meine Weise! Hier ist der Baum der Diana im Scenarium fertig!“

„Vorlesen!“ scholl es von allen Seiten, nur Mozart und Salieri schwiegen verstimmt.

Daponte begann. „Was ich Ihnen gebe, meine Herrschaften, ist nur ein Spiegelbild und ein Symbol, aber in den Chören und Arien wird es deutlicher werden, was ich meine, und am

besten wird man mich in den Nonnenklöstern des Kaiserstaats verstehen. Mein Plan ist folgender: Diana, die fabelhafte Göttin der Sittenstrenge, besitzt in ihrem Garten einen Baum, dessen Zweige Aepfel von ganz außerordentlicher Größe und Schönheit hervorbringen. Wenn die Nymphen der Göttin unter dem Baume vorübergehen, die in Gedanken oder in der That ihre Gelübde halten, so werden die Aepfel strahlend und aus allen Zweigen des Baumes ertönen heilige und himmlische Melodien. Falls aber eine der Nymphen gegen ihr Gelübde gefehlt hat, wenn auch nur in Gedanken, so werden die Früchte schwarz, fallen herab und bestrafen sie, indem sie ihr Gesicht entstellen oder ihre Glieder zerschmettern. — Amor aber, der ein für seine Macht so beleidigendes Gesetz nicht dulden kann, schleicht sich in weiblichen Kleidern in den Garten der Diana und giebt allen Nymphen Unterricht in der Liebe. Der Diana selbst führt er den schönen Endymion zu, und seinen Reizen kann selbst die Göttin nicht widerstehen. Nun aber entdeckt der Oberpriester bei den Opfern, daß von den Jungfrauen Verbrechen begangen sein müssen, und kraft seiner priesterlichen Gewalt befiehlt er, daß alle Nymphen und selbst Diana

sich der Probe des Baums unterwerfen müssen. Da befiehlt die Göttin, in Sorge, ihr Geheimniß entdeckt zu sehen, den wunderbaren Baum umzuhauen, und Amor, der in einer strahlenden Wolke erscheint, verordnet, daß hinfort der Garten der Diana ein Hain der Liebe werde."

Als Daponte zu Ende gelesen, entstand eine lange Pause. Salieri machte eine kritische Miene, als wollte er sagen: „Und damit hoffen Sie ein Bundesgenosse des Kaisers zu sein und die Aufhebung der Klöster zu feiern? Das müßte wunderlich zugehen, wenn man diese Absicht verstehen sollte."

Martin jedoch rief: „Lieber Daponte — dies Stück kann das beste werden, was Sie je gedichtet haben. Es ist voll Lust, ohne grade frivol zu sein, wie hundert andere, und die Spannung bleibt bis zum Ende. Ich übernehme die Arbeit sofort. Bis wann kann ich auf den Text rechnen?"

„In einer Woche sollen Sie ihn haben," sagte Daponte, „ich fange noch in dieser Nacht die Arbeit an."

„Und wo bleibt mein Axur?" fragte Salieri, „Sie wissen, wie wenig Zeit wir haben."

„Längstens in drei Wochen liefere ich Ihnen

die Arbeit, Herr Capellmeister. Es kommt mir nicht darauf an, einmal drei Opern zu gleicher Zeit zu schreiben."

Die Gäste hatten sich erhoben, um sich zu entfernen, denn die Andeutung Dapontes, daß er heute noch arbeiten wolle, war verständlich genug gewesen. Man verabschiedete sich, und Alle bis auf Mozart waren gegangen. Daponte erschrak fast, als er bei seiner Zurückkunft in das Zimmer den Freund noch anwesend fand.

„Nun, mein theurer Mozart?" rief er.

„Und mich wollen Sie also fallen lassen, Daponte," sagte Mozart, „ich kann Ihnen gar nicht sagen, in welche heillose Lage Sie mich bringen, und von Ihrer Freundschaft hätte ich das am wenigsten erwartet!"

„Aber, Mozart, wer sagt das?" rief Daponte. „Ihnen halte ich mein Wort, in einer Woche längstens ist der Don Giovanni fertig, vielleicht noch früher, es sind ja nur wenige Scenen noch zu schreiben."

„Ich erlaube mir kein Urtheil über Ihren neuen Plan," sagte Mozart, wie es schien, etwas beruhigter. „Martin ist ein tüchtiges Talent, und er kann etwas daraus machen. Für mich wäre dieser Stoff nichts. Ich brauche das wirk-

liche Leben, Menschen von Fleisch und Blut, aber keine Götter. Mögen Sie sich in Ihren Erwartungen nicht täuschen. Wir werden ja sehen. Liefern Sie mir in einer Woche den Schluß, so kann die Musik in einem Monat fertig sein, und längstens in sechs Wochen kann die Oper gegeben werden."

„Nein, mein Freund," rief Daponte mit großer Entschiedenheit. „Daraus wird nichts. Dieser Baum der Diana muß zuerst hinaus. Lieber lasse ich alles Andere stehen und liegen. In diesem neuen Stück ist Weltgeschichte, Mozart. Wir müssen mit den Ideen der Zeit gehen, davon wollt Ihr Musiker nichts wissen und müßt dennoch! Ich freilich habe früher auch keine Ahnung davon gehabt. Erst bei Euch Germanen ist es mir aufgegangen, was es heißt, mit Ideen zu arbeiten. Nein, nein, Mozart —" rief er, als wolle er allen weiteren Gegengründen zuvorkommen, „hindern Sie mich nicht, nun auch einmal als Deutscher zu dichten, wenn Sie wollen, als Alliirter des Kaisers — den dürfen wir nicht im Stiche lassen. Sehen Sie, das ist nun auch eine Consequenz meiner Fahnenflucht von den Italienern. Neue Principien, neue Ideen, und die Welt erweitert sich über unserem Haupte.

Ich gehöre Ihnen nach wie vor, theurer Freund, aber ich rolle schneller als Sie auf der neuen Bahn, die Sie zuerst mir erschlossen haben!"

Mozart nahm noch einmal die Hand des Freundes. „Nehmen Sie meine Offenheit nicht übel, Daponte, aber ich kann in Ihrem Plane das nicht finden, was Sie wollen, und außerdem — mag es so schön ausfallen, wie es will — geben Sie Acht, Sie stechen damit in ein Wespennest, ich kenne darin Wien besser, als Sie."

„Bah, was frage ich nach den Pfaffen, und diese meinen Sie doch," rief Daponte. „Glauben Sie denn, unser Don Giovanni sei ein frömmeres Werk, oder weil ihn der Teufel schließlich holt, sei die Moral gerettet? Nein, mein Freund, die frische, freie Lebenslust ist unsterblicher, als die Moral, und wenn Sie für meinen Baum der Diana Sorge tragen, so müßten Sie es noch vielmehr für den Helden von Sevilla; sie sind alle beide revolutionär!"

„Mag sein," erwiderte Mozart, „doch Sie werden sehen, daß dies ebenso durch die Musik verschwinden wird und verschwinden muß, wie im Figaro. Hier aber in Ihrem neuesten Werk liegt die Absicht gar zu offen, und Sie fordern die ganze Schaar der Clerisei heraus!"

„Mögen sie kommen, sie sollen mich finden. Ich weiß, Sie wollen mich nun irre machen. Ich aber sage Ihnen, Mozart, quälen Sie mich nicht. Der Don Juan ist mein eignes Leben, meine Tollheit, meine Thorheit, aber ich bin ja nur ein Einzelner. Hier aber gilt's einen Kampf gegen eine große, mächtige Partei. Ich schwöre Ihnen nochmals, Ihr Text wird fertig in der bedungenen Zeit, aber drängen Sie mich nicht. Kaiser Joseph hat auch mich berührt mit dem Zauberstab seiner Reformen. Ich muß ihm zuerst gehorchen. Er ist mein eherner Reiter, der mich ruft. Sie wissen gar nicht, welche Kämpfe ich mit den Pfaffen schon gehabt habe in Venedig, das ist eine alte Rechnung, und hier zahle ich nur einen kleinen Theil zurück, drum machen Sie mich nicht irre!"

„Nun wohl," sagte Mozart nach einer Pause — „wenn Ihnen Ihr neues Werk so wichtig ist, daß Sie es unserem bisherigen vorziehen, so muß ich darauf verzichten, den Don Juan zuerst in Wien zu sehen. Morgen gehe ich nach Prag."

„Nach Prag — was wollen Sie dort, Mozart?" rief Daponte, der im höchsten Grad überrascht war.

„Ich will es Ihnen jetzt gestehen, ich war es lange schon Willens und habe bisher nur gewartet, bis Sie mit dem Text fertig waren. Dort habe ich Freunde, Beschützer, Anhänger, und ihnen habe ich es längst versprochen, meine neue Oper dort zuerst geben zu lassen. Ich brauche einen Erfolg, um wieder an mich zu glauben. Ich muß aus der Misère heraus, in der ich hier verkomme in Wien. Aber bis Ihre neue Oper fertig und gegeben sein wird — kann ich nicht warten. Drum ist es besser, ich gehe und vollende mein Werk dort. Leben Sie wohl, Daponte.“ —

„Wenn das ist, so reisen Sie mit Gott, Mozart. Hoffentlich auf freudiges Wiedersehen.“ —

„Und der Schluß des Textes?“

„Ich schicke Ihnen denselben oder bringe ihn selbst.“

„Kann ich darauf rechnen?“

„Wenn mich nicht der Blitz erschlägt oder ein Schlag trifft, binnen acht Tagen — für den schlimmsten Fall, Mozart, nehmen Sie hier Alles mit, was aufgeschrieben ist,“ — und er kramte auf seinem Schreibtisch, um dem Freund eine Anzahl loser Blätter noch mitzugeben,

„Hier haben Sie Alles. — Sollte mir etwas Menschliches widerfahren, so genügen meine Notizen und der Entwurf auch für jeden Dritten, um Ihnen das Werk fertig zu machen bis zum letzten Wort. Arbeiten können Sie jetzt schon; hoffentlich aber legen wir die letzte Hand zusammen an's Werk. Ich komme, Freund, ich komme; aber bis nicht der Baum der Diana heraus ist, bin ich nicht Herr meiner selbst!"

„Nun, ich wünsche alles Glück dazu — gute Nacht, Daponte."

„Glückliche Reise, theurer Mozart, und nichts für ungut, alter Freund!"

Beide Freunde schieden, diesmal zuerst etwas kühl und auf Seiten Mozarts in sichtlicher Verstimmung.

2.

Wirklich wurden die drei Operntexte fast zu gleicher Zeit vollendet. Innerhalb von dreiundsechzig Tagen schloß Daponte den Baum der Diana und den Don Juan ab. Vom Axur standen zwei Drittel auf dem Papier. —

Daponte betrachtete seine drei Lieblingswerke oft mit einer gewissen Rührung. „Wenn ich doch Euren Lebenslauf im voraus sehen könnte! Ihr seid gut ausgestattet von Natur und kommt zu drei trefflichen Meistern. Dann geht Ihr gleichzeitig in die Welt, und ich will hoffen, daß Ihr Eurem Vater keine Schande macht.“ —

Und wirklich ist es nicht ohne Interesse, das Schicksal dieser drei so verschiedenen Werke zu betrachten. Alle drei wurden berühmte Opern, Zugstücke zu ihrer Zeit in nicht minderem Grade und

nicht minder unähnlich nebeneinander, wie heut die Opern der Meyerbeer, Wagner und Flotow. — Heute sind der Baum der Diana wie Axur verschwunden, und nur die Oper lebt unsterblich fort, die zuerst stiefmütterlich bei Seite geschoben wurde.

Mozart war abgereist und hatte der Kaiserstadt, wo man ihn vernachlässigte und seine Gegner feierte, den Rücken gekehrt. Sein Sinn stand in die Weite, und sein Herz schlug höher, als er die Thürme von Prag erblickte, wo man ihn ehrte und liebte und wo keine Italiener ihn verdunkelten. Oft schweiften seine Gedanken zurück zu dem heißblütigen Freunde, der ihn durch sein seltsam excentrisches und leicht bestimmbares Wesen fast verletzt hatte. Dennoch konnte er diesem räthselhaften Menschen nicht zürnen. Er hatte ihm gern das Opfer gebracht, auf den Vortritt diesmal zu verzichten — aber er beschloß zugleich, in Zukunft nicht alle seine Hoffnungen auf diesen einen Menschen zu setzen. —

Daponte inzwischen spannte alle Segel auf, um seinen Willen durchzusetzen. Der Baum der Diana war in der bedungenen Frist fertig, und Martin, der geniale Spanier, vollendete die

Composition mit nicht minderer Eile und Begeisterung. Dank dem unermüdlichen Eifer Dapontes und dem guten Willen sämmtlicher Sänger und Sängerinnen, welche Martin bewunderten, gelang es, den Baum der Diana binnen wenigen Wochen noch im Herbst zur Aufführung zu bringen.

Trotz Mozarts Bedenken war der Erfolg ein vollständiger, und in kurzem Zeitraum folgten hundert Vorstellungen. — Martin ward der Held des Tages, und Daponte nicht minder. Man fand das Werk geistreich ersonnen, voll Witz und Ergötzlichkeit, und die guten Wiener wurden nicht müde, diesen musikalischen Protest gegen Dianens Prüderie als Protest gegen die Klostergelübde zu bewundern und mit Beifall zu überschütten.

Selbst Graf Rosenberg schien entzückt, und das wollte viel sagen. „Wo haben Sie alle diese schönen Sachen aufgefunden, mein lieber Daponte?" fragte er ihn eines Tages.

„Auf dem Rücken meiner Feinde," war die stolze, wenn auch nicht feine Antwort des Angeredeten.

Kaiser Joseph mußte lachen, als er von dieser Antwort erfuhr, und schickte dem Poeten hundert

Zechinen. Gleichwohl war er selbst über den wahren Werth der Oper keineswegs verblendet. „Meine guten Wiener sind wie toll," sagte er. „Martin und Daponte haben da ein ganz allerliebstes Quodlibet geschaffen, aber es ist doch nur Allegorie und würde schwerlich leben, ohne die Spitze gegen unsere Gegner. Nun, solchen Beistand kann man sich immerhin gefallen lassen. Ich hoffe, die schwarzen Herren verstehen die Lection; verdient haben sie dieselbe reichlich, machen sie mir doch zu schaffen, mehr als je!" —

Allerdings verstand die Clerisei jene satyrische Züchtigung. Man wagte zuerst zwar keinen öffentlichen Widerspruch, aber in ein Wespennest hatte Daponte dennoch gestochen. Im Beichtstuhl wie auf der Kanzel erschollen bald Klagen über die Sittenlosigkeit der verweltlichten Künste. Zuletzt wagte auch ein Theil der Presse die Frechheit dieser neuen Oper zu tadeln, welche sich unterstehe, das Heilige zu verhöhnen, und die Verwandlung des Gartens der Diana in einen Hain der Liebe fand man auf dieser Seite nicht minder anstößig, als wenn man einen Tempel der Vesta zum Tummelplatz der Venus pandemos entweiht hätte. —

Daponte erfuhr von diesen Umtrieben zu-

nächst wenig, denn er war nicht in Wien. Kaum waren die ersten glücklichen Vorstellungen der Oper vorüber, als ihn sein Versprechen gegen Mozart zu drücken begann. Es war ihm, als hätte er den theuren Freund selbst vertrieben und auf immer verloren. Die letzten fehlenden Scenen zum Don Juan lagen bereits geschrieben, aber damit war seine Unruhe nicht gehoben. Kurz entschlossen, machte sich Daponte auf den Weg nach Prag, um dem Freunde selbst das Fehlende zu bringen, vor allen Dingen aber um ihn selbst wiederzugewinnen.

Aber seltsam, über dieser Reise schwebte ein eigener Unstern, von Anfang bis zum Ende. Als er in Prag ankam, fand er in dem Gasthofe zu den drei Löwen, wo Mozart wohnte, keine Aufnahme und mußte sich mit einem Hinterstübchen im Gasthof zum Platteis begnügen. — Mozarts selber konnte er wenig habhaft werden, denn dieser arbeitete theils ununterbrochen, theils war er in den Händen seiner neuen Freunde Duscheck und des Grafen Thun, sowie des Theaterunternehmers Guardassoni und seiner Gesellschaft.

Trafen sie dennoch zusammen, so wollte es Daponte scheinen, als schlüge Mozart und noch

mehr seine kleine Frau Constanze einen kühlen, ja vornehmen Ton an, und alle seine Versuche, die leise Spannung zu überwinden, scheiterten an hundert zufälligen Nebenumständen. Die beste Entscheidung hoffte Daponte inzwischen noch von der Aufführung der Oper selbst, die bereits in kurzer Frist angesetzt war.

Plötzlich aber — Daponte befand sich kaum acht Tage in Prag, lief ein Brief Salieris ein, worin er ihn mit gebieterischen Ausdrücken und zwar auf Befehl des Kaisers anwies, Angesichts dieser Zeilen sofort nach Wien umzukehren, um den Axur zu vollenden, denn die Hochzeit des Erzherzogs Franz solle in allernächster Zeit stattfinden.

Daponte war wieder einmal außer sich und lief zu Mozart, um Abschied zu nehmen und ihm sein Leid zu klagen.

Mozart empfing ihn mit ziemlich ironischer Miene. Daß er den Librettisten nicht mehr für sich besaß, weil er Allen gehörte, wußte er ja, aber daß man ihm den Freund kurz vor der großen Entscheidung entriß, schien ihm doch über seine Erwartung.

„Gehen Sie nur, Daponte," sagte er — „gehen Sie nur, Salieri hat gewiß die besten

Absichten mit Ihnen, es scheint ihm gefährlich zu sein, wenn Sie zu lange bei mir verweilen. Man muß Sie aus meinem Bann erlösen, gehen Sie mit Gott!" Damit hatte Mozart in der That das Richtige getroffen. Salieri war es ein Gräuel, nochmals einen ähnlichen Erfolg wie den des Figaro nahe zu sehen; um jeden Preis mußte er diesem neuen Sieg wenigstens in Wien zuvorkommen, und er gönnte Daponte nicht, Zeuge eines Triumphes zu sein, der ihn auf's Neue in den Schatten zu stellen drohte. —

Daponte versuchte jetzt einen herzlicheren Ton anzuschlagen und überschüttete den Freund mit den überschwänglichsten Versicherungen seiner Liebe — Er gehöre ihm wie zuvor, ihm, dem Adler, gegen den die Anderen doch nur Spatzen und Krähen seien. —

Aber Mozart unterbrach ihn. „Lassen Sie solche Reden, Daponte, Sie überschätzen mich über Gebühr auf Kosten Anderer. Wozu das? Sie haben einmal Ihr Wort verpfändet, also lösen Sie es ein. Seien Sie gegen Ihre anderen Freunde wenigstens eben so treu, wie gegen mich. Es freut mich, daß Sie mit Martin Glück gehabt haben gegen meine Erwartung.

Jedenfalls haben Sie dasselbe Glück mit Salieri, und es ist ja so süß, mit dem Glücklichen zu gehen. Leben Sie wohl, Daponte, leben Sie wohl."

Daponte zog ab wie ein armer Sünder, wenn nicht wie ein Judas, doch wie ein Petrus, als er dreimal den Hahn krähen hörte. Er war den Thränen nahe, als er wieder im Wagen saß, und erfuhr so, daß auch in der Freundschaft ein ungeschriebenes Gebot besteht: Du sollst keinen anderen Herrn haben neben mir. Was er gewollt hatte, schien nun vielmehr für immer vereitelt. Die kleine Spaltung zwischen ihm und dem Freunde war offenbar zu einer gähnenden Kluft erweitert. Er konnte sich die Haare ausreißen über seine Schwäche, seine Untreue, seine charakterlose Jämmerlichkeit — aber die Reue war zu spät. —

Auch sonst war die Reise nicht ohne Unfälle. Er fuhr Tag und Nacht und nahm nur einmal ein Nachtquartier, um auszuruhen. Und gerade hier wurde ihm das ganze Honorar gestohlen, welches ihm Guardassoni für den Text zum Don Juan entrichtet hatte. Er merkte den Diebstahl erst am anderen Tage auf der Reise, und wenn es ihm durch einen glücklichen Zufall auch ge-

lang, die Thäterin ausfindig zu machen und die Summe wiederzuerlangen, so hatte er doch fast einen halben Tag darüber verloren.

Als er in Wien ankam, begab er sich sofort zu Salieri, der ihn erstaunt empfing und lachend sagte, die Sache habe gar keine so große Eile, denn die Hochzeit werde erst im Januar sein. „O, Mozart hat Recht gehabt!" rief Daponte, als er allein war „der Elende gönnte mir die Freude nicht!" — und ein unendlicher Grimm gegen Salieri, gegen sich selbst, gegen alle Welt bemächtigte sich seiner.

Inzwischen war in Wien die giftige Saat reichlich aufgegangen, welche von den Gegnern der liberalen kaiserlichen Reformen zuerst im Stillen gestreut worden war. —

Siebenhundert Klöster waren aufgehoben worden. In Folge davon erfüllten Schaaren von vertriebenen Mönchen das Land wie die Städte, vor allem aber die Hauptstadt, um dort das Mitleid frommer Bürger und bigotter Frauen in Anspruch zu nehmen. Man sammelte für sie, man betete für sie und veranstaltete selbst in Schulen bei den Kindern Collecten. Die Zeiten der Märtyrer und der großen Christenverfolgungen unter den römischen Cäsaren schie-

nen wiedergekehrt; wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht, daß der heilige Vater selbst kommen werde, um seine Getreuen zu schirmen und den ketzerischen Kaiser zu demüthigen. —

In dieser Zeit aber ward der Baum der Diana fort und fort gegeben. Das Haus war an jedem Abend gedrückt voll, aber an den Eingängen standen verdächtige Gruppen, welche die Zuschauer musterten und leise wie laut bedrohliche Aeußerungen hören ließen. Auf den Kanzeln der Hauptstadt donnerten die Nachfolger Capistrans und Abrahams a Santa Clara gegen die Verderbniß der Zeit und Sitten, gegen die gottlosen Freimaurer, welche das Christenthum umstürzen wollten, wie gegen die Pest des heidnisch gewordenen Theaters und besonders der Oper. Einsichtigere, welche auch Bücher lasen, wollten behaupten, daß es draußen im Reich, wo man arge Räuber, auch die Revolution von Genua auf der Bühne verherrliche, noch viel schlimmer stände, und daß die Zeit des Antichrists nahe sei. Es waren die Stimmungen und Strömungen, welche das verhängnißvolle Jahr 1789 ankündigten. Aber in Oesterreich waren es nicht allein Illuminaten und Freimaurer, welche das Banner „des Fortschritts" entfal-

teten, es war der Kaiser selbst, welcher zum Entsetzen der Frommen auf den Umsturz alles Bestehenden hinarbeitete.

Wirklich ließen sich von diesen drohenden Zeichen der Zeit nicht Wenige einschüchtern, am meisten Señor Martin selbst, der gefeierte Compositeur des Baumes der Diana.

Eines Tages trat er in die Wohnung Dapontes, der dem Freunde entgegenkam, um ihn willkommen zu heißen, aber von seinem verstörten Aussehen sichtlich erschrak.

„Mein Gott, was haben Sie, verehrter Freund?"

„Ich komme, um Abschied von Ihnen zu nehmen," erwiderte der Spanier. „Ich halte dieses Spießruthenlaufen nicht länger aus. Stellen Sie sich vor, daß man mir die Wohnung gekündigt hat; natürlich sind meine frommen Miethsherren von den Pfaffen aufgehetzt. Nun, darüber könnte man lachen, aber wo ich auch versuchte, eine neue Wohnung zu finden, wurde ich zurückgewiesen. Diese Erfahrung hat meinen Entschluß gereift. Ich werde Wien verlassen. Schon wiederholt hat man von Petersburg an mich geschrieben, um mich für die dortige Oper zu gewinnen; ich habe mich immer

gegen den Gedanken gesträubt, in jenes Sibirien zu ziehen, aber einstweilen bleibt es mein einziges Asyl."

„Sie wollen Ihrem Sieg den Rücken kehren?" rief Daponte, „das sind ja unerhörte Dinge, unglaubliche Neuigkeiten. Wahrscheinlich haben Sie noch einen anderen Grund. Was sagt denn Signora Storace dazu?"

„Auch sie ist dort engagirt — wir reisen zusammen," war die Antwort.

„Ah, dann ist das Räthsel gelöst!" rief Daponte — „Signora geht nach Petersburg und Sie folgen ihr, das ist begreiflich. Nun alles Glück und allen Segen auf den Weg, verehrter Freund. Wer weiß, vielleicht müssen auch wir dereinst die Anker lichten."

„Warum erst dereinst?" sagte der Spanier erregt. „Gehen Sie heute mit uns, Daponte. Ich sehe böse Zeiten kommen. Wir haben die Jesuiten unterschätzt. Nur im Norden wohnt noch die Freiheit!"

„Und Sie verlangen, ich soll gehen, bevor das Geschick meines Don Juan entschieden? Daraus wird nichts, mein Freund. Ich müßte mich lebenslang selber verachten. Ich bin es Mozart schuldig, zu bleiben."

„Weil Mozart mehr Ihr Freund ist, als alle wir Anderen," sagte Señor Martin. „Ich kann Ihnen keinen Vorwurf daraus machen. Im Gegentheil, ich habe Ihnen ja so viel zu danken, Daponte. Sie haben auch mir die Bahn des Glücks erschlossen, das werde ich Ihnen lebenslang nicht vergessen, aber darum versprechen Sie mir noch Eins —"

„Und das wäre?"

„Wenn Sie einst in Bedrängniß hier gerathen sollten, oder wenn Sie keine frohe Zukunft mehr hier sehen, dann schreiben Sie mir. Ich werde nicht müde werden, dort für Sie zu arbeiten. Auch Ihnen soll ein Asyl dort offen stehen und eines Tages wird man Sie feierlich berufen. Dann werden Sie kommen, Daponte, das müssen Sie mir versprechen. Ich bitte auch in meinem eigenen Interesse. Was soll aus mir dort werden ohne Sie. Wenn ich auch kein Mozart bin, so bin ich doch Ihr wahrer Freund, und vielleicht werden Sie den Ruf früher erhalten, als Sie erwarten. Ich habe also Ihr Wort —"

„Nein, das haben Sie noch keineswegs," sagte Daponte. „Wie kann ich mich im voraus binden? Das Eine verspreche ich Ihnen — wenn

ich wirklich hier verloren sein sollte — wenn Alles mich preisgiebt — dann mit Freuden, Señor, aber wir wollen das nicht hoffen, noch beschwören."

Beide Freunde schieden fast mit Zärtlichkeit von einander — Daponte ohne Ahnung, daß jene Zeit „der Noth" rascher kommen werde, als er wähnte, und daß der Spanier dann wirklich Wort halten werde. — Señor Martin reiste noch am selben Tage ab, und neben ihm im Wagen saß Signora Storace, die diesmal wirklich Ernst machte und Wien verließ auf Nimmerwiedersehen.

Mitten in diese aufgeregten Tage hinein fiel die erste Kunde vom Erfolg des Don Juan in Prag. „Es lebe Mozart, es lebe Daponte," schrieb der Unternehmer Guardassoni. „Alle Theaterimpresari, alle Virtuosen müssen sie segnen. So lange sie leben, wird man nichts mehr davon wissen, was es um die Theatermisère war!"

Allerdings sollen andere Privatnachrichten, und zwar solche, welche an fromme Leute adressirt waren, anders gelautet haben. Sie bezeichneten den Don Juan als ein satanisches Machwerk, als den schamlosesten Triumph des Lasters,

welches von Anfang bis zu Ende darin verherrlicht werde. Diese Oper müßte im Interesse der Moral verboten werden....

Kaum verlautete dieser an Daponte gerichtete Brief, als ihn der Kaiser zu sich bescheiden und ihm sofort ein zweites Geschenk von hundert Zechinen anweisen ließ. Im Verlauf des Gesprächs kam der Kaiser auch auf Mozart und sein neues Werk.

„Wie kommt es eigentlich, daß diese Oper in Prag und nicht hier zum ersten Male gegeben wurde?“ fragte er. „Wer hat mir meinen Mozart vertrieben?“

„Eure kaiserliche Majestät selbst“ — antwortete Daponte mit Kühnheit — „oder vielmehr Ihr Alliirter.“

„Wie meinen Sie das, Daponte?“

„Heut kann ich offen davon reden, Majestät, ja ich muß es sogar,“ erwiderte Daponte. „Ihr Decret gegen die Klöster begeisterte mich zum Baum der Diana. Diese Oper erschien mir wichtiger, um Eurer Majestät zu dienen, deshalb resignirte Mozart und ging nach Prag.“

„So — das ist etwas Anderes,“ sagte der Kaiser, „ich fürchtete schon, es sei wieder eine Eurer beliebten Intriguen im Werk gewesen.

— Halten Sie treu zu meinem braven Mozart — sagen Sie ihm, ich wünschte seine Oper hier so bald als möglich zu sehen, man berichtet ja ganz erstaunliche Dinge —"

„Eurer Majestät Wunsch ist Befehl," erwiderte Daponte, „allein es bestehen verschiedene Hindernisse. Zuerst der Axur von Salieri —"

„Das ist kein Hinderniß," fiel der Kaiser ein, „dies Werk reservire ich zu den Hochzeitsfeierlichkeiten, man kann daneben ganz gut den Don Juan einstudiren und zwar vorher — welches Hinderniß noch?"

„Das müssen Eure Majestät vom Grafen Rosenberg erfragen —"

„Wie so von Rosenberg? — ich will es von Ihnen wissen. Reden Sie offen —"

„Offen gestanden, Majestät, ich fürchte, die Beichtväter der Residenz stehen hinter der Intendanz. Graf Rosenberg erscheint blaß und krank von Fasten, ich fürchte, er büßt für unsere Sünden" — der Kaiser machte zu diesem unzeitigen Scherz eine Bewegung des Unwillens, und Daponte fuhr fort: „es ist seltsam, Majestät, auch bei den Sängern und Sängerinnen finde ich diese bleichen Mienen. Es ist kein offener Widerstand, mit dem wir zu kämpfen

haben, sondern ein dunkler, geheimnißvoller, besonders bei denen, welche Familie haben. Kommt eine Kinderkrankheit, wie Masern, Scharlach, Pocken, so jammern sie über die Strafen des Himmels, wie sie von der Clerisei im voraus verkündet worden, und nichts mehr ist mit ihnen anzufangen."

„Das sind ja heillose Dinge," rief der Kaiser indignirt. „Wer Widerstand leistet, der kann gehen, ich nehme Keinen aus und gebe Ihnen die weiteste Vollmacht, Daponte."

Diese Wendung, welche den bescheidenen Librettisten plötzlich auf die Höhe der Macht erhob, steigerte seine Kühnheit zu einem Wagniß, wie es nur ein Freundesherz für einen Freund versuchen kann.

„Wenn Eure Majestät mir die Macht verleihen, zu strafen," sagte Daponte nach einigem Bedenken, „so möchte ich daneben auch die haben, zu belohnen."

„Das versteht sich von selbst," erwiderte der Kaiser, „aber wen meinen Sie damit?"

„Mozart, meine ich, Majestät. Ihr Mozart hat einen Triumph errungen mit einem Werke, das noch die späteste Nachwelt preisen wird. Dann aber wird man fragen, und was hat sein

Kaiser für ihn gethan? warum ließ er ihn in Noth und Sorgen verkümmern? Glauben Eure Majestät nicht, daß ich übertreibe. Mozart hat Schulden, lassen Eure Majestät den Kaufmann Puchberg rufen, der wird es Ihnen schriftlich zeigen. Es handelt sich auch nicht darum, daß diese getilgt werden, das besorgt der „brave" Mozart selbst mit Stundengeben und Noten für Tanzmusik. Aber daß ein Genius dazu gezwungen ist, solche Taglöhnerarbeit zu thun, das, Majestät, ist keine Ehre für die, welche ihn bei Zeiten aus diesem Joche erlösen konnten!"

Als der Kaiser auf diese Anrede noch immer schwieg, fuhr Daponte mit erhöhter Stimme fort:

„Majestät, ich kenne alle Gegengründe im voraus, die man gern geltend macht. Ich weiß, Ihre italienische Oper ist theuer, und es kann sein, daß es jetzt an Mitteln fehlt. Aber die Mittel für Mozart sind vorhanden. Majestät wissen, daß der Altmeister Gluck vor einigen Tagen gestorben ist, fast unbemerkt und verschollen, trotz seines immensen Ruhms. Nun, Ihr Capellmeister Gluck bezog ein Jahrgeld von zweitausend Gulden, und diese Stellung wäre für Mozart vacant."

„Gut, gut, Sie sind ein vortrefflicher Rechner, Daponte,“ sagte der Kaiser nicht ohne Verlegenheit. „Ich will es überlegen, ich will auch in anderen als gelehrten Kreisen fragen, was man von Mozart hält. Musik muß vor allen Dingen populär sein.“

„Vielleicht dero Kammerdiener Strack etwa, dem man sogenanntes Urtheil einräumt?“ rief Daponte fast empört, „wenn das Eure Majestät thun, dann ist Mozart verloren!“

„Beruhigen Sie sich, Daponte,“ fiel der Kaiser ihm mit ungnädigem Ton in's Wort. „Es soll etwas geschehen, ich gebe Ihnen mein Wort — aber offen heraus, Daponte, ist diese neue Oper Mozarts wirklich so eminent? ich kann es noch nicht glauben. Ich stelle sein Genie gewiß sehr hoch, vielleicht am höchsten von allen meinen Componisten, aber im Vertrauen, Daponte, Mozart pflegt in seinen Theaterstücken die Sänger mit seinem vollen Accompagnement zu übertäuben; ich habe das schon zu Dittersdorf geäußert, mir sagen die leichten, gefälligen Melodieen Martins mehr zu; indeß das ist Geschmacksache, und Sie mögen Recht haben, wir wollen sehen, was zu thun ist. Mein Kammermusikus kann er

werden. Sagen Sie ihm das, und nun addio, mein Lieber.“

Damit war Daponte entlassen, und wohl noch nie erfüllte seine Brust ein so süßes Gefühl von Befriedigung und stolzer Freude, als er die Hofburg heute verließ. Indeß sollten sich seine Hoffnungen doch nicht so schnell erfüllen, als er erwartet hatte.

Ausgerüstet mit der kaiserlichen Macht und Gewalt konnte er zwar viele der äußerlichen Schwierigkeiten überwinden, aber gegen die inneren wagte er sich seiner Macht nicht immer zu bedienen, da er aus Erfahrung wußte, daß ein Kunstwerk, das mit äußerer Gewalt durchgesetzt wird, immer fallen muß. Trotzdem sich die Aufregung der Wiener für Mozart mit jedem Tage steigerte, der neue Kunde von Prag brachte — trotzdem sollte es noch lange dauern, bis Dapontes Bemühungen den ersehnten Erfolg fanden. Die Hochzeit des Erzherzogs Franz kam, und Salieris Oper: Axur, der König von Ormus, ward im Januar gegeben. — Da sie dem Kaiser wie dem Publicum ungemein gefiel, blieb sie lange Zeit auf dem Repertoire. Alle Zusagen schienen vergessen zu sein, wennschon Mozart bei seiner Zurückkunft ein kaiserliches Decret

vorfand, welches ihn zum Kammermusikus mit sechshundert Gulden Gehalt ernannte.

Endlich im Mai waren alle Hindernisse aus dem Wege geräumt. Die Oper Don Giovanni war angekündigt, und nun sollte sich etwas sehr Denkwürdiges ereignen.

Man erwartete von Seiten der Wiener nichts Anderes, als eine Ueberbietung des Baums der Diana, eine zweite Schlacht gegen die Mönche und Klerikalen, eine bacchantische Apotheose hellenisch-attischer Lebensfreude gegen die Heuchler und Pharisäer — kurz einen Anti-Tartüffe mit frappanten Charakteren und satyrischen Chören.

So kam der Abend heran; wie es aber fast immer zu gehen pflegt, wenn die Erwartungen überspannt sind, so ging es auch hier.

Man beachtete die Ouverture wenig, weil man zu neugierig auf die Handlung war. Scene für Scene ging vorüber — aber was war diese so sehr gerühmte Oper? nichts, als eine dreifache Liebesgeschichte, nichts, als das Lebensbild eines Libertins, eines Weiberverführers, der schließlich seinen Sünden erliegt. Nannten ihn die Bewunderer einen Heros der Liebe und Leidenschaft, der im Uebermaß seiner Kraft selbst

die Geisterwelt herausfordert und in tragischem Trotz und Widerstand untergeht wie ein antiker Held, so fanden die Splitterrichter es höchst gewöhnlich, daß ein Schürzenheld schließlich vom Teufel geholt wird.

Kurz, die Enttäuschung der guten Wiener war eine vollkommene. Man nahm es dem Poeten wie dem Compositeur übel, daß die Erwartungen eines großen Spectakels und Skandals getäuscht waren. Um es mit einem Wort zu sagen: die Oper Don Juan fiel durch. Schweigend verließ man das Haus.

Am anderen Tage aber erhob die Meute der Klerikalen und ihrer Anhänger von neuem und dringender ihr moralisches Zetergeschrei. Hier habt Ihr also das neue Evangelium, Ihr braven Wiener, hieß es. Bisher waret Ihr redliche Christen, und nanntet Sünde und Laster bei ihrem rechten Namen; hier aber will man es Euch in gleißender Maske mundrecht machen, aber Ihr habt dieses Gift von Euch gewiesen. Dies gotteslästerliche und unbedeutende Machwerk zeigt, bis wohin die modernen Freigeister und Freimaurer, Epikuräer und Heiden kommen. Zwar holt der Teufel am Ende den Helden, aber das ganze Machwerk verdient dasselbe Schicksal,

denn es athmet die Hölle... In derselben Tonart ging es weiter. Besonders superschlaue Spürnasen, die gewohnt sind, Alles, was geschieht, auf persönliche Motive zurückzuführen, wollten herausgebracht haben, daß Daponte den braven Mozart auf diese teuflische Weise absichtlich zu Grunde richten wolle. Das komme nun dabei heraus, hieß es, wenn sich Italiener und Deutsche verbündeten, zwei so ungleichartige Elemente könnten niemals zu einander taugen. Der Eine sei zu giftig, raffinirt, und der Andere zu ehrlich, einfältig, und schließlich werde das Ganze nur eine Caricatur beider Elemente. Man bedauerte Mozart ganz offen, daß er sich mit diesem welschen Abenteurer eingelassen habe, und auf der anderen Seite bemitleidete man Daponte, daß er sein herrliches Talent an einen Musiker verschwende, der selber nicht recht wisse, was er wolle.

Und diese Verwerfung war nicht eine vereinzelte oder parteiische. Alle, ohne Ausnahme, glaubten, es fehle dem Werk etwas, und es könne nicht befriedigen, weil es zu viel geben wolle. Mozart waro anfangs stutzig. Er veränderte Einiges und fügte Anderes hinzu, so die Arie der Elvira: Mich verließ der Undank=

bare. Diese hatte er Anfangs weggelassen, weil er behauptete, sie gehöre gar nicht in das Werk und sei nur eine Laune Dapontes für oder gegen die Ferraresi. Man führte nun die Oper mit den Veränderungen noch einmal auf, aber alle Mühe war umsonst. Don Juan wollte nicht „ziehen", und das Geschrei der Gegner verdoppelte sich.

Daponte war außer sich und nahe daran, in Raserei zu gerathen. Wie? Sollte es wahr sein, daß er der Verderber Mozarts sei? Unmöglich! Sollten die Prager allein Geschmack besitzen und die Wiener ihn völlig verloren haben? Auch unmöglich! Den Freund mochte er gar nicht sehen und wich ihm aus, so viel er konnte; ja, er war ihm schon in der ganzen Zeit ausgewichen, seit er aus Prag zurück war, nicht allein jener Spannung halber, noch mehr, weil er sich schämte, daß seine Bemühungen beim Kaiser einen so jämmerlichen Erfolg gehabt hatten. Und dafür sollte oder konnte ihm Mozart wohl noch danken — nein, lieber ihn nicht sehen — er wich ihm absichtlich aus, denn er fühlte sich in Wahrheit wie von einer schweren Schuld gedrückt, ja, er war krank und elend vor Kummer und Zorn.

Da war es eines Tages, als es an der Thür bei Daponte pochte.

Mozart trat zum Freunde herein und ging ohne weiteres auf den Betroffenen und Erschrockenen zu.

„Daponte, was haben Sie gegen mich?"

Daponte fuhr auf. „Ich gegen Sie, o, mein Himmel, ich gegen Sie! Ich schäme mich vor Ihnen, und Sie kommen zu mir — Mozart, einziger, theuerster Freund — können Sie mir vergeben?"

„Was soll ich Ihnen denn vergeben? Ich verstehe Sie nicht."

„O, Sie wollen feurige Kohlen auf meinem Haupt sammeln, und doch bin ich Schuld an Allem, was Ihnen widerfahren ist, ich ganz allein, und kein Anderer!"

„Das wird mir immer unerklärlicher, mein Freund," sagte Mozart. „Daß meine Oper den Wienern nicht gefiel, dafür können doch Sie nichts."

„Doch, doch, mein theurer Freund," rief Daponte. „Ich habe Ihren Rath nicht befolgt, weil ich ihn nicht verstand. Sie haben Recht behalten. Es war eine Tollheit, den Baum der Diana zuerst zu geben und nachher erst den Don

Giovanni, das hat die Meute entfaltet und nun nimmt man die Rache dafür an Ihnen. Hätten wir Ihre Oper zuerst gegeben, so wäre der Eindruck ein ganz anderer gewesen, aber ich war verblendet und besessen. Doch glauben Sie mir, mein Irrthum war ohne Absicht. Ich bin kein Intriguant, Mozart!"

„Aber, Daponte, wann hätte ich je Dergleichen ausgesprochen oder nur gedacht?"

„O, dann haben Sie es aber von Anderen hören müssen. Sie wissen ja, was man sagt — ich wäre Ihr böser Genius, Ihr Verführer, Ihr Verräther und heimlicher Feind. Wäre es nicht natürlich, wenn Sie mich deshalb verworfen hätten für immer? Ihre Abreise nach Prag war der erste Bruch — ich habe es gefühlt, Mozart, und dann Ihre dortige Behandlung, als ich nachkam, o ich habe es gefühlt, Mozart, ich habe geweint, daß es so weit kommen mußte. Aber ich hoffte immer noch den Riß zu heilen und wenn nicht Ihre Liebe, doch Ihre Achtung wieder zu erringen. Und nun kommt dieser Sturz in die Tiefen, diese rettungslose Niederlage. Und Sie verschmähen es nicht, mich noch aufzusuchen in meinem Elend, und geben mir gute Worte, wo ich Peitschenhiebe verdiente. O, das

ist zu viel, das ist zu viel, Mozart!" — und der seltsame Mensch verhüllte sein Gesicht, um seine Thränen nicht sehen zu lassen.

„Daponte" — sagte Mozart nach einer Weile. „Es ist wahr, wenn sonst eine Oper kein Glück hat, so klagt der Componist in der Regel den schlechten Text und umgekehrt der Dichter die mangelhafte Musik an. Man sucht sich gegenseitig die Schuld zuzuschieben. Das ist so die Sitte bei gewöhnlichen Leuten, nun, es freut mich, daß wir besser von einander denken, aber ich hatte mir nicht vorgestellt, daß Sie mich für so klein halten, in die lächerlichen Anklagen dieser Rotte einzustimmen. Lassen Sie doch diesen Pöbel reden, was er will, ich denke, wir sind Beide zu erhaben über diese gehässige Salbaderei. Ich habe keinen Augenblick an Ihnen gezweifelt. Daß Sie damals Martin vorzogen, es hat mich einen Moment lang verstimmt, warum soll ich es leugnen, aber Sie waren in Ihrem Recht, und ich verzichtete freiwillig — und dann, was haben Sie gethan an mir, Daponte, ich habe es erst jetzt erfahren, daß ich des Kaisers Berücksichtigung eigentlich Ihnen zu danken habe —"

„Ich beschwöre Sie, Mozart, reden wir nicht davon," rief Daponte mit Heftigkeit — „ich bitte

Sie auf den Knieen. — Diese elende Knauserei vermehrt nur meine Schuld gegen Sie, ich wollte, ich hätte dem Kaiser kein Wort gesagt, und nie darf es ein Mensch in der Welt erfahren, daß ich meine Hände dabei im Spiel gehabt habe. Versprechen Sie mir, dies Geheimniß zu wahren, Mozart.“

„Wenn Sie so wollen, Daponte, warum nicht. Ich komme auch gar nicht, um mich bei Ihnen für Ihre immerhin gutgemeinte Beehrung zu bedanken. Aber ich weiß, Daponte, was und wie Sie geredet haben. Der Kaiser selbst hat nicht geschwiegen. Daß Sie das gethan haben und zu einer Zeit, wo Sie vielleicht Grund hatten, empfindlich gegen mich zu sein, das hat mich in Ihr Herz blicken lassen. Sie sind mehr als mein Freund, Daponte, Sie sind mein Bruder. — Willst Du?“ — und er bot ihm die Hand.

Daponte aber stürzte, überwältigt von Rührung, an die Brust des Freundes und hielt ihn lange umschlungen. „O Gott, Mozart — diese Gnade, diese unverdiente Ehre. Du machst mich zu einem neuen, zu einem besseren Menschen, Mozart, Du weißt nicht, wie liebesbedürftig mein Herz ist — wie bitter es Jahre lang eines

wahren und ächten Freundes entbehrt hat — wie hoch ich Dich verehrte und wie tief mich Deine Entfremdung schmerzte — Gott, welch ein Narr war ich, Deine große Natur an meiner kleinen zu messen. Wir sind Pygmäen, Zwerge, arme Teufel gegen Dich — nicht blos an Begabung, noch mehr an Herz!" —

„Wieder Uebertreibung, lieber Daponte — vielleicht sind wir Deutschen aus etwas gröberem Stoff und kennen jene Verfeinerung zarter, aber auch kleinlicher Rücksichten nicht, die Euch höflichen Italienern tausend Annehmlichkeiten im Umgang, aber auch tausend Gelegenheiten zum Irrthum und Mißverständniß geben."

„Ja wohl, so ist es," rief Daponte — „Ihr seid Männer aus ganzem Holz und wir sind alte Weiber, wenigstens in diesem gesegneten Jahrhundert. Hoffentlich wird es später einmal anders werden. Dio mio, wenn ich nur ein Mittel wüßte, um Deine himmlische, Deine unsterbliche Oper zu retten. Ich begreife Deine Ruhe nicht."

„Deshalb sei außer Sorgen," entgegnete Mozart. „Man muß dem Publicum zuweilen etwas bieten — versuchsweise und etwas Neues, Fremdes, Ungewöhnliches. Ich gehöre nicht zu

den Narren, die da meinen, die Welt sei beschränkt und eines wahren Kunstwerks unwerth. Nein, ich habe viel gelernt, auch an dem Mißerfolg, wie früher an dem Prager Erfolg. Die Summe ist, daß man sich vom Glück nicht blenden und vom Unglück nicht beugen lassen soll; es ist in Beiden ein Theil, der nur scheinbar ist. Es kann eine Oper durchfallen vor dem Publicum, aber auch ein Publicum kann durchfallen vor der Oper. Nun will ich das nicht für mein Werk behaupten, es wird seine Schwächen haben, wie alles Irdische, aber eines weiß ich, daß ich mein bestes Herzblut an das Werk dahingegeben, daß es lebt und leben wird!"

Daponte staunte den Freund an. Eine solche Siegeszuversicht unmittelbar nach der Niederlage war ihm in seinem Leben noch nicht vorgekommen.

In diesem Augenblicke klopfte es wieder an die Thür, und ein Fremder erschien, ein Baron von Gondar, der zu den enthusiastischen Theaterfreunden zählte und Daponte seit kurzem bekannt geworden war. Er war nicht wenig erfreut, unerwartet auch Mozart zu finden, und bat, ihn dem berühmten Maestro vorzustellen.

„Wissen Sie, was der Kaiser über den Don

Juan gesagt hat?" rief der Baron nach der Vorstellung und den üblichen Complimenten. — „Diese Oper ist köstlich, ist göttlich, vielleicht besser noch, als der Figaro, aber sie ist keine Speise für die Zähne meiner Wiener."

Mozart sagte darauf in aller Ruhe: „Man soll ihnen nur Zeit lassen, sie zu kosten. Und wenn ich einen Rath geben dürfte, lieber Daponte, so wäre es der, das Werk unbekümmert um diese Schreier und Feinde unaufhörlich zu wiederholen."

„Das ist auch meine Meinung," sagte der Baron von Gondar. „Einen Kranken heilt man am besten durch dasselbe Mittel, das ihn krank gemacht."

Daponte sprang von dem Sessel auf, auf welchem er Platz genommen. „Bravo, Mozart, bravo, Herr Baron. Sie Beide haben mir die Augen geöffnet und mich wieder gesund gemacht. Ich will es gestehen, ich habe auch schon an dies heroische Mittel gedacht. Bei uns begießt man die Kranken mit Seewasser, wenn sie an der Seekrankheit leiden. Machen wir den Versuch. Nicht wir sind krank, sondern das Publicum. Ich dachte, wie gesagt, selbst daran, aber ich wagte es nicht. Wenn jedoch der Kaiser selbst

auf unserer Seite ist, so müssen wir vorwärts. Ich danke Euch Beiden nochmals, mit dieser Stunde fühle ich mich wie neugeboren."

Und also geschah es. Man gab den Don Juan in ununterbrochener Folge.

Diese Kühnheit und Verachtung des öffentlichen Urtheils imponirte den Wienern über alle Maßen. Man drängte sich in das Haus, theils aus Neugier, das verketzerte Stück zu sehen, über welches alle Welt sprach, theils in Hoffnung, vielleicht dennoch einen kleinen Theaterscandal zu erleben, und dabei mitzuwirken.

Diese liebenswürdigen Absichten und Hoffnungen gingen jedoch nicht in Erfüllung. Im Gegentheil begann allmälig die wunderbare Macht der Melodieen zu wirken und unwiderstehlich die Gemüther zu entzünden. — Mit jedem Abend nahm der Beifall zu, die Gegner verstummten, und endlich fand man nicht allein Geschmack an der neuen Oper, man pries den Don Juan als eines der schönsten Werke, die je auf einem Theater aufgeführt worden seien.

Somit waren alle Stürme bestanden und überwunden. Mozart wie Daponte sahen wieder blauen Himmel über sich, und wenn unser Meister doch noch einen geheimen Kummer hatte, so war

es der, daß Casti diesen herrlichen Triumph nicht mit erlebt habe.

„Siehst Du, Freund meiner Seele," sagte er eines Abends zu Mozart. „Der Himmel ist so wolkenlos, und mein Herz so freudenvoll, daß mich eine gewisse geheime Sorge beschleicht, dies überschwengliche Glück könne nicht lange dauern und müsse den Zorn des Schicksals herausfordern. Wie und woher der nächste Pfeil kommen soll und kommen kann, davon habe ich allerdings noch keine Ahnung, aber dennoch wird etwas Unerwartetes kommen, mein Vorgefühl ist immer noch untrüglich gewesen."

In der That sollte das Unerwartete kommen, und nicht wie ein Pfeil, sondern wie ein Felsblock, der urplötzlich in diese heitere, lachende Welt hereingeschleudert ward — ein Ereigniß, wodurch Daponte in einen Conflict gebracht werden sollte, wie er ihn noch niemals erfahren hatte. Sein ganzes Streben, sein Bündniß mit Deutschland, wie seine Absage Italiens mußte eine Feuerprobe bestehen, und zwar in einer Weise, wie sie kein menschliches Auge voraussehen konnte.

3.

Es war um diese Zeit, als der Krieg Oesterreichs gegen die Türken ausgebrochen war. — Josephs Verehrung vor der großen Kaiserin Katharina von Rußland hatte ihn in eine unpolitische Verbindung mit dieser Macht und in weitschichtige Pläne verwickelt, die auf nichts weniger als auf die Errichtung eines griechischen Kaiserthums in Constantinopel hinausgingen. Aber zu dem bevorstehenden Krieg kam noch die drohende Erhebung Ungarns, welches sich in voller Gährung befand.

Um diesen Schwierigkeiten zu begegnen und die militärischen Operationen in Gang zu bringen, hatte sich der Kaiser selbst in das Lager begeben. — Freilich nur um die Reihe der bereits begangenen Fehler durch seine übertriebene Huma-

nität, die des Lebens seiner Soldaten mehr schonte, als seines eigenen, zu vermehren.

In dieser Zeit kam der Baron von Gondar eines Tages auf die Opernprobe und trat zu Daponte, welcher sie leitete.

„Wissen Sie das Neueste?" sagte er, „die Coltellini ist wieder hier, ich haben sie gestern mit dem Grafen Rosenberg ausfahren sehen."

Daponte prallte von dieser Mittheilung zurück, als sehe er das Haus in Flammen.

„Was sagen Sie, Baron? die Coltellini, die Schlange Castis, dann ist auch er wieder hier!"

„Doch nicht," antwortete der Baron, „ich weiß bestimmt, sie ist allein gekommen, um ihre alten Freunde zu besuchen — wahrscheinlich auch befindet sie sich in Noth, und Casti wird sie fortgeschickt haben, nachdem er ihrer müde ist — der alte Lauf der Welt."

„Nein, nein!" rief Daponte erregt, „das machen Sie mich nicht glauben. Dies Weib ist ein Sturmvogel und ihr Erscheinen deutet auf Wetter und Krieg. Himmel und grade jetzt, wo wir so schön im Zuge sind! Mir ist dieser Tag wie vergiftet, ich habe keine Ruhe mehr, bis ich herausgebracht, was diese Person hier will."

„Wenn Sie nichts wollen, als das, Herr

Director," sagte ein baumlanger Mensch, seines Zeichens ein Logenschließer, der sich phlegmatisch aus dem Winkel aufrichtete, wo er als geborener Neapolitaner und Lazzarone des dolce far niente pflegte. — „Ich habe gar nicht gewußt, daß Ihnen meine Landsmännin, die schöne Signora, so wichtig ist. So viel ich weiß — und ich weiß viel, Herr Director, ist die Signora schon ein paar Wochen hier und liegt auf der Lauer, man weiß freilich nicht, wem's gilt. Zuerst hat sie sich sehr im Dunkel gehalten — aber jetzt, seit sie an den Kaiser in das Lager hinausgeschrieben hat, ist sie wieder guter Dinge und trägt den Kopf hoch. Fragen Sie nur den Grafen Rosenberg, der fährt alle Tage mit ihr in den Prater."

Daponte war von diesen Nachrichten in hohem Grade bestürzt. Er maß den vorlauten Logenschließer vom Kopf bis zu den Füßen und fuhr ihn im Zorn an:

„Wer hat Ihnen erlaubt, sich in unser Gespräch zu mischen und uns zu behorchen? — Tragen Sie Ihren Klatsch anderswohin, als zu mir. Wer weiß, wen Sie für die Coltellini halten, und was soll's denn mit dem Brief an den Kaiser? Solche Märchen sind unglaublich!"

„Weil der Herr Director jetzt so wenig unter die Leute kommen,“ sagte der lange Mensch mit unverwüstlicher Ruhe. „Aber mit dem Briefe hat's seine Richtigkeit. Schon vor acht Tagen soll er abgeschickt sein, ein böser grauser Schreibebrief. Jeden Tag erwartet sie die Antwort. Es laufen ja auch genug Abschriften des Briefes um, denn unsere Leute haben sich alle darüber gefreut, so tüchtig hat's ihm die Signora gesagt, dem Kaiser, meine ich. Es macht Niemand ein Geheimniß daraus, mich wundert, daß Sie gar nichts davon wissen.“

Daponte schlug sich vor den Kopf. „Und von alle dem muß ich jetzt erst erfahren, also das war das Papier, was man seit einigen Tagen heimlich las und wobei man mich so sonderbar höhnisch anblickte. Ich muß den Brief haben!“ — Nach dieser Reflexion wandte sich Daponte an den Baron von Gondar. „Lieber Herr Baron, Sie könnten mir einen großen Gefallen thun.“

„Und das wäre, Verehrtester?“

„Sie stehen ja mit dem Grafen Rosenberg sehr speciell. Bitte, machen Sie ihm Ihren Besuch und suchen Sie herauszubringen, was die

Coltellini hier will, noch besser, wenn Sie mir ihren Brief bringen können."

„Mein Verehrtester," sagte der Baron. „Sie betrauen mich da mit einer Mission, die ihre Dornen hat, dazu bin ich wenig gemacht, indeß Ihnen zu Liebe will ich mein Möglichstes versuchen, bin ich selbst doch sehr neugierig, was diese Sache zu bedeuten hat. Auf Wiedersehen, mein Verehrter."

Mit diesen Worten empfahl sich der höfliche Baron, und Daponte war wieder allein. Sein Blick fiel auf den langen Logenschließer, der wieder in dem Winkel Platz genommen hatte.

„Hier ist ein Gulden, Damiano," sagte Daponte, „wenn Sie mir sagen könnten, wer eine Abschrift von jenem Briefe hat."

„O, alle Welt hat sie," sagte der Lange und schob die Münze gleichmüthig ein. — „Pst, pst, auch die da" — setzte er heimlich hinzu und deutete auf die Signora Cavalieri, welche soeben zur Probe erschien.

„Es ist gut," antwortete Daponte — „gehen Sie jetzt aus dem Wege und helfen Sie einige Lampen anzünden; mich interessirt die Sache doch nicht so sehr, darum wünsche ich auch nicht, daß

Sie weiter darüber reden.“ Der Logenschließer entfernte sich, und die Probe begann.

Daponte stand ruhig und reglos, wie aus Erz gegossen, an eine Coulisse gelehnt und folgte schweigend dem Verlauf der Probe. Auf seinem Gesicht aber arbeiteten die wunderlichsten Grimassen des Ernstes wie des Humors. Endlich schien er mit sich im Reinen, und im Moment, als Signora Cavalieri abgehen wollte, nachdem sie ihre kleine Partie beendet, trat Daponte zu ihr und machte ihr eine tiefe Verbeugung, welche die Signora erstaunt erwiderte.

Es mußte sie überraschen, denn bisher hatte Daponte ihr gegenüber stets eine schroffe oder trocken geschäftsmäßige Haltung eingenommen. Ihr Verhältniß zu Salieri und das seine zur Ferraresi hatten von Anfang an gewisse Schranken zwischen ihnen aufgerichtet. Bei der Gegnerschaft der beiden Primadonnen konnte nur von einem bewaffneten Frieden, von einem kühlen Respectsverhältniß zwischen ihr und Daponte die Rede sein. Woher jetzt seine plötzliche Höflichkeit?

Das Staunen der Cavalieri wuchs, als Daponte sagte:

„Ich möchte Ihnen von Herzen gratuliren, schöne Signora.“

„Wozu?“ fragte die Sängerin befremdet.

„Nun zu den Auszeichnungen, welche Ihnen bevorstehen.“

„Auszeichnungen, ich wüßte nicht.“

„O, ich bitte, keine Verheimlichung,“ fuhr Daponte fort. „Man weiß ja von einem gewissen Brief an den Kaiser, worin Sie und Andere nach Gebühr gerühmt werden. Man wird unzweifelhaft doppelte Gagen bewilligen; ich hätte diesen Brief gar zu gern mit unterschrieben, denn Sie verdienen diese Anerkennung, und die Bitte wird sicher erhört werden. Sie rücken dann in die erste Stelle vor, die Ihnen gebührt.“

Signora Cavalieri stand, „starr.“ „Ich verstehe kein Wort von dem, was Sie sagen.“

„O, verstellen Sie sich doch nicht,“ rief Daponte. „Sollte Salieri Ihnen ein Geheimniß daraus gemacht haben, was er für Sie thun wollte? Er und kein Anderer hat an den Kaiser geschrieben.“

„Davon wußte ich wirklich nichts,“ sagte die überraschte Sängerin, und ihre Miene begann in Aussicht so lockender Verheißung freundlicher

zu werden. Wie oft hatte sie Salieri nicht gequält, etwas zur Verbesserung ihrer Lage zu thun, und das wußte Daponte, der jetzt jedoch mit dem Tone des tiefsten Bedauerns fortfuhr:

„Um so aufrichtiger, Signora, beklage ich jene störende Einmischung, die in wahrhaft vermessener Weise diese schöne Anerkennung zu vereiteln strebt.“

„Von welcher Einmischung reden Sie?“

„O, es sind nichtswürdige Anklagen,“ sagte Daponte, „eingegeben von dem häßlichsten Neid und der arglistigsten Verleumdung, aber beruhigen Sie sich, wir werden Alle zu Ihrem Schutz uns verbünden, und die hämische Intriguantin in ihre Schranken zurückweisen.“

„Beim Himmel,“ rief die Cavalieri. „Sie machen mich toll, ich wiederhole, ich verstehe kein Wort von dem, was Sie sagen.“

„Sollte es Ihnen verschwiegen worden sein, daß auch die Coltellini an den Kaiser geschrieben hat, die gefährliche Sirene, die seit einiger Zeit wieder hier ist?“

„Ah, den Brief der Coltellini meinen Sie?“ rief die Sängerin und begann zu lachen. „Ja wohl, diese Schrift kennen wir, aber

darin stehen ganz andere Dinge, ganz andere, Herr Daponte," und sie lachte ihm jetzt offen in's Gesicht.

„So haben Sie einen falschen Brief," sagte Daponte in aller Ruhe, „ich aber besitze den ächten."

„Was falsch und ächt!" rief die Cavalieri, „ich weiß von keinen zwei Briefen, hier ist der ächte, es ist zwar nur eine Abschrift, aber ich habe das Original in Händen gehabt, bevor es abging." Dabei zog sie ein ziemlich zerknittertes Papier aus der Tasche und hielt es Daponte unter das Gesicht.

„Hier lesen Sie selbst, ob solche Dinge darin stehen, wie Sie behaupten."

„Erlauben Sie," sagte Daponte, indem er den Brief an sich riß und mit gierigen Augen überflog. Seine Miene wurde ernst. Rufe des Erstaunens und der Entrüstung gingen von seinen Lippen. „Nein, das ist unerhört, das ist unverschämt, das ist heller Wahnsinn!"

„Ich danke Ihnen, Signora," sagte er dann zur Sängerin, indem er wie in Zerstreuung den Brief in die Tasche schob, — „der Brief ist dennoch falsch, aber ich muß ihn zuvor mit dem meinen vergleichen. Diesen ächten zeige ich

Ihnen ein andermal. Auf Wiedersehen, Signora, und nochmals meinen Dank!"

Damit verbeugte er sich und verschwand in den dunklen Räumen, welche die Bühne umgaben.

Signora Cavalieri glaubte in der That, entweder sei Daponte „übergeschnappt", oder es existire wirklich noch ein anderer und ihr gefährlicher Brief. Sie verließ das Haus, um sich bei Salieri, ihrem mächtigen Beschützer, Raths zu erholen.

Inzwischen nahm die Probe, in welcher die Cavalieri nichts mehr zu thun hatte, ihren Fortgang. Daponte war zerstreut und in verzweifelter Stimmung.

Nach einer Weile kam Baron von Gondar zurück und mit ihm kam Herr von Wetzlar, der von der wunderlichen Historie gehört hatte.

„Ich komme leider unverrichteter Sache," sagte der Baron. „Der Graf Rosenberg war bereits ausgefahren, wahrscheinlich zur Coltellini. Daß sie aber hier ist, darauf können Sie sich verlassen, Daponte; hier ist mein Gewährsmann, unser verehrter Freund, der Herr Baron von Wetzlar."

„Ich danke Ihnen für Ihre Bemühung,

Herr Baron," sagte Daponte, „ich bin inzwischen glücklicher gewesen. Es ist so, meine Herren, der vermaledeite Brief existirt — hier ist eine Abschrift davon, Sie sollen sie gleich hören. Dies Actenstück ist von der Art, daß der Kaiser nur zweierlei thun kann, entweder diese Coltellini in ein Narrenhaus sperren, oder den letzten Respect vor diesem ganzen sauberen Gelichter meiner lieben Landsleute verlieren. Hören Sie, was dieses verwegene Weib schreibt. Bitte, nehmen Sie Platz. Mich hat der Schrecken halb gelähmt. Auf solchen Frevel kann nur ein Donnerschlag antworten."

Die Herren nahmen Platz auf den Stühlen, man befand sich im Zimmer des Inspicienten der Oper, und Daponte hatte die Vorsicht, zuvor die Thür zu verschließen.

Dann begann er zu lesen:

„Kaiserliche Majestät!

„Verbannt in das Elend, preisgegeben der bitteren Noth und Schmach, wage ich meinen Ruf zu Ihrem Thron zu erheben, wenn es wahr ist, daß Sie der weiseste, menschenfreundlichste und gütigste Monarch Europas sind. Dereinst wähnte ich vor Ihren Augen Gnade gefunden zu haben, aber seitdem ich meine Freunde ver-

folgt sehe, seitdem Sie den unsterblichen Casti aus dem Sonnenschein Ihrer Huld verbannt haben, sehe ich auch mein Verdammungsurtheil unterzeichnet. Majestät haben sich mit diesem Schritt zwei der getreuesten und loyalsten Diener beraubt, deren Herz von Kummer erfüllt ist, daß die Perfidie und das Laster diesmal ungestraft triumphiren sollen.

„Kaiserliche Majestät, seit dem Tage, wo wir das gastliche Wien verließen, sind wir wie Verstoßene im tiefsten Elend von Stadt zu Stadt gezogen. Alles hat uns verlassen, nur die Erinnerung an Ihre Gnade blieb unser einziges Gut, und vergebens haben wir die Weihe zerstören können, welche Ihren hohen Namen in unserem Herzen heut' noch umgiebt. Diese Weihe der Verehrung und des Glaubens an Sie wird uns bis zur letzten Stunde bleiben, die vielleicht nicht fern ist. Aber ehe diese letzte Stunde unseren letzten Seufzer erstickt, will ich wenigstens die volle Wahrheit Ihnen nicht vorenthalten — auf die Gefahr hin, daß sie Eurer Majestät nicht gefällt. Nicht wir Beiden allein, Tausende schreien im Jammer zum Himmel hinauf und verwünschen millionenmal die satanische Macht, in deren Klauen Sie gefallen sind.

„Majestät sind von einer Rotte von Bösewichtern umgeben, die es verstehen, Ihren klaren Blick zu trüben, Ihr reines Herz zu vergiften, Ihren hohen Geist in den Pfuhl der Hölle herabzuziehen. Noch ist es Zeit, Majestät, bevor Sie auf ewig verloren sind. Flüchten Sie an den Busen Christi und der Mutter Gottes zurück. Der Antichrist, dem Sie sich ergeben haben, wird ohne Ansehen der Person auch Ihr erhabenes Haupt fällen, ehe Sie sich dessen versehen. Die Zeiten der letzten Dinge und des großen Untergangs sind erfüllt.

„Wir aber, ich und mein getreuer Casti, erheben den Schild der Ehre und Tugend und schreiten aufrechten Nackens hindurch mitten durch den Schwarm der Neider, Verkleinerer, Lästrer und Ankläger. Es hebe den ersten Stein gegen uns auf, wer sich selber rein fühlt in Gedanken und Werken. Salieri und Paisiello, Martin und Mozart, Thorwart und Lerchenheim, Alle haben uns verfolgt; weil wir uns nicht zum Spielball ihrer Laune und Willkür machen wollten, trat man uns mit Füßen. Einer ist treu geblieben, es war Graf Rosenberg, diesem Cavalier von erprobter Tugend dürfen Majestät trauen, aber ein Anderer ist, der in der Maske

des Lammes den Wolf verbirgt. Daponte scheint gut, weil er beschränkt ist, aber er ist der gefährlichste von Allen. Sein Abfall von Italien hat uns nur lachen gemacht, denn dies zeugte von seinem Genie, er wird seine neuen deutschen Freunde ruiniren, wie er schon Mozart ruinirt hat. Darum haben wir ihm verziehen und belächeln die Schelmenstreiche dieses Scapin.

„Um so schmerzlicher, Majestät, ist es uns zu sagen, wie Sie gerade von den deutschen Parasiten verspottet, verleumdet und verachtet werden. Bei aller unserer Anbetung wird die eine Schwäche uns ewig Mitleid einflößen, daß Majestät ein Deutscher, ein Barbarenhäuptling geblieben sind trotz alledem. Vergebens hat Italien seine reinsten Geister, seine gefeiertsten Talente in die Wildniß hinaus gesandt, um Euch zu civilisiren. Wir haben Kunst und Bildung gebracht, Ambrosia von den Tischen der alten Götter, und wie lohnte man uns dafür — mit einem Bannstrahl und Fußtritt, nachdem wir unseren Dienst gethan. Majestät, wir hüllen uns in unsere Toga, wie die alten Senatoren, als die ewige Stadt von den Galliern erstürmt ward. Wir verlachen die Gunst der Barbaren, die bei ihrer Eichelkost sich glücklicher fühlen, als

beim Nektar der Götter. Aber warnen werden wir unsre Landsleute, nie wieder diesen Abkömmlingen der Hunnen zu trauen und sich aus ihrer schönen Heimat verlocken zu lassen.

„Kaiserliche Majestät, wenn Sie gerecht sind, so jagen Sie die Schurken von Atheisten davon, die Sie umgarnen, dann restituiren Sie Casti in allen seinen Ehren, vielleicht wird er Ihnen verzeihen und der Nachwelt verschweigen, wie schwer Sie an ihm gefrevelt. Wollen Sie uns die verlorene Zeit und alle unsere Verluste vergüten, so werden wir erwägen, ob wir diese Entschädigung annehmen dürfen, und zwar für jeden Einzelnen der Italiener an Ihrem Hofe, denn in Casti haben Sie Alle beleidigt. Dann erst, wenn es Ihnen gelingt, das begangene Unrecht voll und ganz zu sühnen, werden wir vielleicht zugestehen, daß Majestät Talent hatten, ein Italiener zu sein, und würdig gewesen wären, von uns adoptirt zu werden.

„Wie ich, denken alle meine Landsleute. Wir verachten Alles, was nicht in der ewigen Stadt und zu Füßen des erhabenen Felsens Petri Bürgerrecht erworben hat. Nun seien Sie groß und reichen Sie uns Ihre Hand. Nach Um-

ständen werden wir versprechen, Ihnen zu vergeben und Sie zu schonen."

Außerdem fand sich nach ächter Frauenart auch noch ein Postscriptum zu diesem merkwürdigen Briefe:

„Majestät haben manche Opfer gebracht, aber der Genius braucht nicht zu erröthen, anzunehmen, was ihm dient, erröthen aber mußte er, als man ihm Almosen bot. Was Majestät dem italienischen Theater gespendet, genügte wohl für ein Spital und für Kranke, aber nicht für die Koryphäen italienischer Kunst. Das ist abermals die Meinung aller meiner Landsleute, sie scheuen sich zu reden, so lange sie in Ihrer Macht sind, darum mußte ich reden, die Sie nicht erreichen können!"

„Nun, meine Herren, was meinen Sie zu diesem curiosen Schriftstück?" fragte Daponte die beiden Freunde, welche mit steigendem Erstaunen zugehört hatten.

„Das ist ja die offenste Majestätsbeleidigung — nicht eine, sondern so viel als es Worte sind!" rief Baron von Gondar. „Man wird die Briefschreiberin verhaften."

„Ich glaube nicht," sagte Baron von Wetzlar, „daß man diesem Größenwahnsinn so viel Be=

achtung schenken wird. Das Narrenhaus oder der Schub über die Grenze wird die rechte Antwort sein."

„Nein, meine Herren," rief Daponte, „das ist kein Wahnsinn mehr, das ist die berechnetste Bosheit, und unmöglich hat die Coltellini den Brief geschrieben; sie ist nur die Botin, aber der Autor ist Casti, man erkennt den Schützen an seinem Geschoß. Anmaßung und Unverschämtheit, Drohung und Verdächtigung — das Alles verräth seine Feder. Es fällt ihm gar nicht ein, von diesem Brief etwas zu hoffen, aber seiner Galle hat er Luft machen wollen, und der Pfeil aus der Ferne ist nicht auf den Kaiser — er ist auf uns Alle abgeschossen. Wir werden die Wirkung erleben, und ich erschrecke im voraus vor dem Eindruck, den dies Musterstück von Verlogenheit und Frechheit auf den Kaiser machen muß. Freilich ist es Wahrheit, so und nicht anders denken viele dieser Italiener. Wenn sie es auch nicht zu sagen wagen, so haben sie im Stillen doch ihre Freude daran; man muß sich schämen, daß man dieser Gesellschaft angehört. O, was wird daraus werden, was wird daraus werden! Ich bin wie gelähmt. Ich sage Ihnen, es sind schwere Wolken in der Luft,

es wird einschlagen, und wehe Dem, der unter hohen Bäumen Schutz suchte."

Die Probe war noch nicht ganz zu Ende, als urplötzlich Herr Thorwart kam, der Inspector und Rosenbergs rechte Hand, zur Zeit der Vice-director des deutschen Theaters und, wie bekannt, ein geschworener Feind der Italiener, speciell aber Dapontes, seit derselbe ihn eines Tages über einige Punkte der Theaterverwaltung zur Rede gestellt hatte. Aus Diensteifer vielmehr machte Daponte damals verschiedene Vorschläge: unter anderen, das Theater besser zu beleuchten, die Seidenstoffe von jeder Farbe sowie die Vorhänge in besserer Qualität und zwar mit namhaftem Vortheil anzuschaffen, sodann an den Thüren eine strenge Controle bezüglich der Eintrittsbillets einzuführen, um gewissen Monopolen von verschiedener Art ein Ende zu machen. Damals erwiderte Thorwart: „Mein lieber Herr Daponte, diese Dinge sind schon seit langer Zeit so und können nicht geändert werden. Ihnen selbst rathe ich — wenn Sie überhaupt in Wien zu bleiben wünschen, darüber mit Niemand zu reden, wer es auch immer sei." — Seit jenem Tage war Daponte überzeugt, daß er in Thorwart einen Betrüger vor sich habe, und seit derselben

Stunde war der letztere sein grimmigster Feind, obschon er seitdem seine Höflichkeit verdoppelte.

Heute begrüßte er Daponte mit ungewöhnlicher Vertraulichkeit und entfaltete dann ein Schreiben, nachdem auf seinen Wink alle Anwesenden zusammenberufen waren.

Lautlos und gespannt lauschte die bunte Gesellschaft auf der dunklen Bühne den Worten des Gefürchteten, dessen strenge Mienen heut' von einer seltsamen inneren Freude strahlten.

„Im Namen Seiner Excellenz des Grafen Rosenberg mache ich der verehrlichen Gesellschaft hiermit bekannt, daß Seine kaiserliche Majestät geruht haben, den allerhöchsten Befehl zu geben, die Gesellschaft der italienischen Oper aufzulösen und zu verabschieden. Dem gemäß komme ich mit dem ausdrücklichen Auftrage, jedem Einzelnen der anwesenden Herrschaften zu sagen, daß Seine Excellenz der Graf gesonnen sind, am Ende der Saison das italienische Theater schließen zu lassen."

Damit faltete er das Papier wieder bedächtig zusammen, verbeugte sich nach allen Seiten und wandte sich dann zuerst zu Daponte, den er bei Seite zog. Seine Stimme war zwar gemäßigter,

doch immerhin so laut, daß sie von den näher Anwesenden gehört werden konnte.

„Vor Allen lassen Sie mich Ihnen gratuliren, verehrtester Herr Daponte —"

„Wozu?" fuhr Daponte auf.

„Nun, zu dieser Entscheidung, die wir in mancherlei Beziehung auch Ihnen zu verdanken haben. Seit Sie mit Ihren Landsleuten gebrochen haben, wovon man so viel gesprochen hat — seitdem ist auch der gute Geist von ihnen gewichen. Confusion und Rebellion ist überall eingerissen, und Sie können diese Entscheidung nur als willkommene Folge begrüßen."

„Lassen Sie mich in Ruhe!" rief Daponte außer sich. „Ich verbitte mir solche Invectiven. Begeben Sie sich hinaus, Herr Vicedirector des deutschen Theaters. Sie haben hier nichts zu suchen!"

„Aber ich verstehe Sie wirklich nicht," sagte Thorwart mit klebriger Vertraulichkeit. „Ich habe Sie im Ernst für einen Deutschenfreund gehalten. Wie können Sie nun ungehalten sein, daß es zu solchem Ende gekommen? Sie haben ja Ihren Landsleuten den Krieg erklärt — nun sind wir die Bande los — im Vertrauen, der Kaiser hat sie längst satt gehabt, und der infame Brief dieser kecken Dame ist der letzte

Tropfen im vollen Becher gewesen. Jetzt sieht der Kaiser selbst ein, was ich ihm immer gesagt, daß jeder Gulden für diese Bagage zum Fenster hinaus geworfen sei. Seitdem die Kosten des Kriegs auch noch dazukommen, war diese Maßregel längst beschlossen. Es fehlte nur an einem Anlaß. Nun sind wir erlöst, Herr Daponte, und wir Beide, dächte ich, könnten deshalb doch Freunde bleiben."

Betroffen stand Daponte von dieser Logik eines Rechenmeisters; aber er stieß die dargebotene Hand desselben weg.

„Lassen Sie mich; wenn ich wirklich Theil hätte an diesem traurigen Ende, dann wäre ich ein Verräther, ein Elender. Casti war mein Gegner, und es giebt noch Andere, die es ebenfalls sind, ich habe mich gegen sie gewehrt, so gut ich konnte, aber ein Verräther an meiner Nation bin ich nie gewesen."

Er wandte sich mit diesen Worten ab, um in Begleitung der beiden Herren von Wetzlar und Gondar das Haus zu verlassen, aber er kam jetzt noch nicht dazu.

Wer kann die Scene schildern, welche sich jetzt auf der luftigen Breterwelt abspielte. Man hätte glauben können, mitten in ein großes

Volks- und Spektakelstück versetzt zu sein. Mit lautem Tumult, Jammer und Klageruf stürzten aus den Garderoben und Bühnenräumen, hinter den Coulissen und selbst aus dem Orchester Menschen herbei. Das ganze Theaterpersonal, Musiker, Lampenanzünder, Figuranten, Comparsen, Schneider, Maler, Billetabnehmer und Logendiener umringten jetzt den armen Daponte mit Jammer und Thränen.

Was sollte aus ihren Familien werden, wenn das Theater geschlossen wurde? Wohin sollten sie in dieser theuren Zeit und mitten in den Kriegsunruhen? Er müsse ihnen helfen, denn er habe sie herberufen und aus der fernen Heimat kommen lassen. Und wenn sie in den Tod gehen müßten, so sei er dafür verantwortlich und müsse für die Hinterbliebenen sorgen. Kurz, es war ein unbeschreiblicher Auftritt, und der Lärm der Flehenden erfüllte alle Räume. Dazwischen kam auch eine Flut von Vorwürfen, daß er es sei, der den Kaiser von seiner Vorliebe für die Italiener abgebracht habe; an diese Anklagen schlossen sich Drohungen und andererseits wieder ausschweifende Betheuerungen der Liebe und Freundschaft, Verehrung und Treue, wenn er sie nur retten wolle. —

Schweigend und vornehm jedoch verhielten sich in dem Tumult die ersten Mitglieder der Oper, die Storace und Ferraresi, Mandini, Kelly und die Cavalieri, welche jetzt zurückgekommen war: sie wußten wohl, daß sie mit ihren herrlichen Stimmen überall, in Petersburg wie in Dresden und London, willkommen sein würden. Für sie war die Schließung des Theaters nur eine Ortsveränderung, ein Decorationswechsel. Alle jedoch waren einig in ihren Verwünschungen und Flüchen über die freche Coltollini, die ihnen einen solchen Teufelsstreich spielen konnte.

Daponte vermochte sich des Andrangs kaum zu erwehren. Er ging auf und ab und sprach mit sich selbst. „Bravo, Casti, bravissimo, Dein vergifteter Pfeil hat getroffen, nicht Einen, nein uns Alle, Du würdest Deine Freude haben an diesem Hexensabbat.“ Er mußte beinahe lachen über diesen tollen Umschwung; mit tiefem Mitleid dagegen sah er die blassen Gesichter und die Verzweiflung des armen und kleinen Personals; mit Schrecken gedachte er daran, wie viel Familien und Kinder außer den Anwesenden von diesem Schlage betroffen wurden.

„Laßt mir Bedenkzeit bis morgen, Kinder,“ sagte

er, „ich will mir die Sache überlegen und was zu thun ist. Den Kaiser werden wir nicht umstimmen, aber vielleicht giebt es noch einen Ausweg, weiß ich auch noch nicht welchen. Geht, laßt mich frei; bis morgen sollt Ihr meine Antwort haben!“

Glücklicherweise kam jetzt auch Mozart, der in einem nahen Kaffeehause die erstaunliche Kunde vernommen, und sein Arm entriß den Freund dem wogenden Gedränge.

Stumm folgte ihm Daponte, nachdem er die Andringenden nochmals auf morgen vertröstet hatte. Beide schritten auf die Basteien hinaus und fanden sich endlich allein.

„Ist es denn möglich, lieber Freund,“ sagte Mozart, „ist es Wahrheit, was man hört, das italienische Theater geschlossen?“

„Es ist so,“ erwiderte Daponte und erzählte dem Freunde die Vorgänge dieses Morgens und die Geschichte des heillosen Briefes der Coltellini. Als er geendet hatte, nahm Mozart seine Hand und sagte:

„Mein lieber Daponte, in alle dem sehe ich eine höhere Fügung. Preise Gott, daß es so gekommen ist. Dieses morsche Schiff mußte eines Tages doch zusammenbrechen und nun

mache ich Dir einen Vorschlag. Ich habe Anträge von Leipzig und Berlin. Man will mich haben und eröffnet mir die glänzendsten Aussichten, besonders beim neuen König von Preußen, der sehr für meine Musik eingenommen sein soll. Ich gehe nächster Tage auf Reisen. Gehe mit mir, Daponte."

„Du könntest Wien verlassen?" rief Daponte, „nein, Mozart, das kannst Du nicht, jetzt am wenigsten, nachdem der Kaiser etwas für Dich gethan hat."

„Etwas," entgegnete Mozart, „ja wohl, etwas — zu viel für das, was ich leisten soll für den Hof, wo man Tanzmusiken von mir erwartet, und zu wenig für das, was ich leisten könnte, wenn ich sorgenfrei wäre. Uebrigens denke ich auch nicht daran, Wien für immer zu verlassen. Das brächte ich nicht über das Herz, so lange der Kaiser lebt; aber eine Reise muß ich thun, und Du wirst mich begleiten."

„Ich kann nicht, Mozart," erwiderte Daponte, „laß uns von etwas Anderem reden."

„Und was hält Dich hier?" rief Mozart. „Sobald die Saison zu Ende, schließt man das Haus, und Du stehst in der Luft. Uns Beiden gehört die Welt, oder sind es zarte Bande, die

Dich fesseln? Die Ferraresi findet überall neuen Boden, auch dazu kann Rath werden, sie mitzunehmen."

„Es ist nicht das, Mozart," sagte Daponte ablehnend. „An mich selbst denke ich heute am wenigsten. Sieh, ich stehe vor dem eigenthümlichsten Conflict meines Lebens. Ich habe mich mit Dir verbunden, ich habe mich von Italien losgesagt, nun sehe ich, daß ich meine armen Landsleute mitruinirt habe. Freilich war ich schuldlos an Casti's Sturz und schuldlos an dem tollen Gebahren seiner Sirene, aber man rechnet mir diese Wendung an, wie schon früher, weil wir seitdem in die Höhe gekommen sind. Und was hilft Alles — den Schein, als ob ich den Boden dazu vorbereitet und dem Kaiser diese Gesellschaft verleidet — den Anschein kann ich nicht abstreifen. Unterbrich mich nicht, ich bin gleich zu Ende. Ich hasse diese Art von Virtuosen und Primadonnen, diesen kalten, herzlosen Salieri sammt seinem ganzen Anhang von Schwätzern, Intrgiuanten und Götzendienern, aber die Menge von armen Leuten, die bisher vom Theater lebten — Familien, Frauen und Kinder — diese Hülflosen in's Elend stoßen, das kann ich nicht — es mag eine Schwäche sein, Mozart, aber ich kann es

nicht, jetzt kann ich sie nicht verlassen. Mein eigenes Wohl und Wehe ist dabei ganz gleichgültig, und wenn ich mich auf den Kopf stellen sollte, es muß etwas gefunden werden, um den Armen zu helfen. Heiliger Gott, ich habe mich doch sonst aus so mancher Grube empor gearbeitet, warum soll es denn diesmal nicht gelingen!"

„Daponte, Lorenzo," sagte Mozart nach einer Pause und stand still, „Du bist ein braver Mensch und ein goldenes Herz, ich kann mich in Deine Lage hinein denken, und hab' Dich noch einmal so lieb wie sonst; aber trotzdem überlege, was Du thust, Du stehst an einer Scheidegrenze Deines Lebens. Und ich muß wiederholen: Mach' Dich los von diesen Italienern für immer. Du kannst ihnen vielleicht für den Augenblick helfen, für die Dauer doch nicht; es handelt sich ja um mehr als hundert Menschen. Sieh es als eine Fügung des Himmels an, der Dir Deine Freiheit wiedergeben will. Wir haben uns gefunden für's Leben, wir sollen auch miteinander weiter gehen. Nimm Vernunft an, Lorenzo; wenn Du Dich von Neuem irgendwie bindest, so wird Undank Dein Lohn sein und Du wirst enden in Noth und Schande."

„Dann trifft mich nur mein Schicksal, lieber Mozart," entgegnete der Freund, „aber den Verräther spielen kann ich nicht."

„Wer verlangt das?" rief Mozart unwillig, „aber nur klug sollst Du sein, wie es hundert Andere sein würden in Deiner Lage."

„Klug wie hundert Andere — das ist das Wort, mein lieber Freund," sagte Daponte, „aber es giebt eben Lebenslagen, wo man nicht klug sein darf, ohne schlecht zu werden. Ueberhaupt diese Worte in Deinem Munde, ich erkenne meinen alten Mozart mit dem warmen Herzen nicht wieder — bist Du denn klug, wenn Du alles Deinige hingiebst, um Deine Schuldner zu retten, die es Dir nicht einmal danken? Bist Du klug, wenn Du Dich selbst beraubst, um Deine Freunde nicht darben zu lassen? Nein, lieber Wolfgang, laß mich nur so handeln und so klug sein, wie ein Mozart in meiner Lage sein würde."

„Laß nur meine Person aus dem Spiel," sagte Mozart, „oder meinetwegen auch nicht, denn um mich handelt es sich ja zuerst, wenn ich Dir abrathe," und immer wärmer wurden seine Worte. „Sieh, Lorenzo, ich weiß nicht, ob ich alt werde, manchmal ist's mir, als ob nicht viel

mehr übrig wäre von dem Traum Leben. Drum sollst Du mich auf dieser kurzen Strecke nicht verlassen. Ich danke Dir zwei meiner besten Werke. Du kennst meine Art, wir sind für einander geboren. Drum laß diese Italiener, es wird Dein Fluch sein, denke an mich. Dein Herz ist zu offen und Dein Auge ist zu blind. Du wirst in neue Weiberintriguen verwickelt werden, und wenn Du nicht an Deinen Landsleuten zu Grunde gehst, an den Weibern wirst Du es sicher!"

„Wenn das mein Loos," sagte Daponte mit heiterer Miene, „so würde ich ihm auch in der Ferne nicht entgehen."

„Aber hier wird Dein Schicksal Dich schneller ereilen. Ich sehe schon, meine Ueberredung ist umsonst, aber ich finde es unmännlich, einer Wahrheit, einem Grundsatz treulos zu werden, den man zur Richtschnur angenommen. Und dies thust Du, indem Du einer verlorenen Sache dienen willst, die Du selbst als hohl und unwürdig erkannt hast."

„Ja, darin hast Du Recht, Mozart," entgegnete Daponte, „es ist wahr, ich ernte mit diesem Sturz die Frucht meines ersten Abfalls von meinen Landsleuten. Wir haben gesiegt, aber

dieser Sieg verwandelt sich jetzt in Thränen von Weibern, in Jammer und Noth von Unglücklichen. Du selbst, Mozart, könntest nicht von ihnen scheiden. Stelle Dir vor, es wären Deutsche, und Du solltest sie im Stiche lassen. Vermöchtest Du es? Antworte mir, Mozart."

Mozart schwieg, denn er fühlte sich überwunden. „Ich will nicht mehr mit Dir streiten," sagte er dann, „aber was denkst Du denn eigentlich zu thun? Selbst Theaterdirector werden auf eigene Kosten, blos um diese Menge Leute zu erhalten, das wirst Du doch nicht wagen wollen und können. Und ein anderes Mittel sehe ich nicht."

„Und warum soll ich es nicht können?" rief Daponte, und seine Augen leuchteten, „Du hast das große Wort mir aus der Seele genommen. Man kann Alles, wenn man den festen Willen hat, denn die Welt gehört dem Entschlossenen. Wenn Gilblas und Beaumarchais auf den Händen Schlittschuh laufen können, sobald es auf den Füßen nicht mehr geht — wenn sie Alles durchführen, was sie wagen, so kann es ein Daponte auch, und des Himmels Segen wird mir nicht fehlen, weil ich es für das Elend Anderer thue."

Mozart drückte dem Freunde die Hand. „Ich sehe zwar noch nicht, wie und mit welchen Mitteln Du ein so kühnes Unternehmen in's Werk setzen willst, aber ich traue Dir alles Denkbare zu. Du hast Dich ja oft schon als Tausendkünstler bewiesen. Es kann gelingen, indeß, wenn es nicht gelingen sollte, so versprich mir Eins im voraus."

„Und dies wäre?"

„Mir dann nachzufolgen und sofort jeden neuen Versuch aufzugeben."

„Oder Du kommst zurück, lieber Mozart," sagte Daponte, „ja, ja, Du kommst zurück, ein Wiener Kind hält in der Fremde nicht aus — Du kommst zurück aus Heimweh und beladen mit Gold und Ehren. Das war auch lange mein Lieblingstraum — nun ist's einstweilen noch hinausgeschoben, aber wie auch die Zukunft kommen möge, die Heimat wollen wir nicht vergessen, auf Wiedersehen, mein theurer Wolfgang."

„Auf Wiedersehen, Lorenzo." Die Freunde umarmten sich lange und innig, als wenn es ein Scheiden auf ewig wäre. Dann trat Mozart rasch in seine Wohnung und Daponte ging

gedankenvoll und tiefbewegt hinaus in das Freie, um seinen Plänen und Entwürfen nachzuhängen. —

Kehrte Mozart auch wieder, das wußte er — das bisherige innige Freundschaftsverhältniß konnte nie so wiederkehren, denn er gehörte fortan seinem großen Unternehmen und seinen Sorgen. Es war, als wenn an diesem Tage ein schöner Jugendtraum aus Dapontes Leben schwand. Mozart war von ihm geschieden, wer weiß vielleicht auf Jahre hinaus. Ach, Scheiden ist immer ein halbes Sterben, und selbst ein Wiedersehen bringt uns den Freund nie so zurück, wie wir ihn verlassen. Still und traurig strich Daponte durch die Alleen des Augartens und gedachte des Tages, wo er hoffnungslos und verzweifelt in den Tod gehen wollte. Damals begegnete ihm der Kaiser, und von jenem Tage an hatte sich die Schale des Elends gehoben — sein Leben war seitdem eine Reihe von Siegen gewesen, und nun sollte Alles ein Ende haben, weil der Kaiser sein Wort gleichsam zurückzog? O nein, es galt des Kaisers Werk fortzusetzen ohne seine Hülfe, und ihm zu zeigen, daß das Unternehmen lebensfähig genug sei, um aus eigener

Kraft bestehen zu können, wie hundert andere Bühnen in Deutschland und Italien.

Vom nächsten Tage an trabte Daponte unermüdlich in der Stadt umher; seine Person schien sich verzehnfacht zu haben, und wirklich gewann seine kühne Idee in kurzem bestimmte Gestalt und Form.

Er machte zunächst allen Damen seine Aufwartung, welche sich besonders für die italienische Oper interessirten. Er legte ihnen einen einfachen, aber anschaulichen Plan vor, nach welchem wenigstens ein Drittel der jährlichen Kosten erspart werden konnte, ohne den Virtuosen Abbruch zu thun. Darauf hin machte er den Vorschlag einer Subscription, um die Betriebskosten zu sichern.

Diesen Plan wußte er so lockend und verheißend hinzustellen und einen sehr bedeutenden jährlichen Ueberschuß nachzuweisen, daß er in weniger als acht Tagen die Unterschriften für hunderttausend Gulden beisammen hatte. Baron von Gondar gab seinen Namen her, um der Sache eine weitere Garantie zu bieten. Er sollte der Theaterdirector werden, während Daponte sich mit der zweiten Stelle begnügte.

Kaum war der Plan so weit gediehen, als der Kaiser aus dem Lager auf kurze Zeit in die Hauptstadt zurückkam.

Daponte wagte es, eine Audienz zu verlangen, und ward sofort in das Cabinet beschieden, wo ihn der Monarch leutselig und huldvoll, wie immer, empfing. Seine Hauptabsicht war dabei zu erfahren, ob der Kaiser wirklich alle jene Maßregeln verfügt habe, oder ob sie — wenn auch nur zum Theil — ein Gewaltstreich des Grafen Rosenberg waren. Daponte kannte diesen Despoten, um ihm auch das zuzutrauen. Wirklich schien auch der Anfang der Audienz seinen Verdacht zu bestätigen, obgleich sie sofort eine andere Wendung nahm. Dabei saß der Kaiser, und Daponte wollte es erscheinen, als ob das Aeußere des Monarchen in hohem Grade leidend und angegriffen aussehe.

„Nun, Daponte," fragte er, „wie geht es mit dem Theater?"

„Majestät, mit dem Theater kann es wohl nicht schlechter gehen," antwortete Daponte.

„Aber warum?"

„Weil wir Alle in Verzweiflung sind, im September unseren erhabenen Herrn zu verlieren und ihn verlassen zu müssen." Dabei zitterte

seine Stimme und veränderte den Ton; er schlug die Augen zu Boden, da er merkte, daß sie sich mit Thränen füllten.

Der Kaiser legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte mit Nachdruck:

„Nein, Daponte, Sie werden ihn nicht verlieren.“

„Aber, wenn das Theater nicht mehr besteht, Majestät,“ entgegnete Daponte, „wie viele Personen werden ihren Lebensunterhalt einbüßen und zu Grunde gehen.“

Der Kaiser stand auf und trat an das Fenster. „Es thut mir leid, Daponte,“ sagte er, „daß die Sache unvermeidlich ist. Ich darf mir aber nicht erlauben, so große Summen auf meine Unterhaltung zu wenden, besonders in gegenwärtiger Zeit, wo unsere Finanzen für den Krieg engagirt sind. Wissen Sie auch, Daponte, daß mich das italienische Theater jährlich über zehntausend Gulden kostet? Ich kann nicht dem Einen das Geld nehmen, um es Anderen zu geben, und dann unsere liebe Coltellini —“ — Dabei schwieg er und Daponte sah nicht nur, daß man ihm Wahrheit berichtet hatte, sondern auch, daß er diesen Punkt nicht weiter berühren dürfe. Kühn entschlossen, griff er in die Tasche

und holte einen zusammengelegten großen Bogen Papier hervor.

„Was haben Sie da, Daponte?" fragte der Kaiser sofort.

„Nur eine kurze Bittschrift, Majestät."

„Wirklich kurz?"

„Sehr kurz, Majestät," und dabei überreichte er das Papier.

Der Kaiser nahm den Bogen und entfaltete ihn, war aber erstaunt, nur zwei Zeilen darauf zu finden und zwar zwei Verse von Casti, des Inhalts:

„Vorschläge zu machen steht Jedermann frei,
Doch Verweigern und Annehmen — sind zweierlei."

Der Kaiser mußte lachen, als er dies las, und fragte dann Daponte, welche Vorschläge er zu machen habe.

Daponte war nun so weit, als er wollte, und begann seinen Vortrag. Er begehrte darin nur die Erlaubniß, fortan das kaiserliche Theater benutzen zu dürfen. Wie bisher wolle er dann mit derselben Gesellschaft drei Vorstellungen wöchentlich geben, ohne Anspruch auf weiteren Zuschuß aus der kaiserlichen Kasse.

Der Kaiser war erstaunt. „Sie scheinen also plötzlich sehr reich zu sein, Daponte?"

„Das bin ich nicht, Majestät," erwiderte Daponte, „aber hier sind die Resultate meines Versuchs, uns auf eigene Füße zu stellen," und er legte nun weitere Papiere vor, zuerst die Liste sämmtlicher Damen und Herren, welche unterzeichnet hatten, sodann eine Uebersicht der Kosten und bisherigen Einnahmen und eine genaue Detaillirung des neuen Planes.

Der Kaiser durchlief die Papiere rasch, aber mit dem Auge des Kenners, dann sagte er: „Gehen Sie zu Rosenberg und sagen ihm, daß ich Ihnen das Theater abgebe."

Graf Rosenberg empfing Daponte mit auffallender Freundlichkeit und Höflichkeit. Darnach mußte es sehr übel mit ihm stehen, und in der That sank auch seine Herrlichkeit dahin, wenn das Theater aufgehoben wurde. Diesmal war sein Interesse solidarisch mit dem Dapontes; und so schien bereits Alles in bester Ordnung zu sein, als plötzlich der Inspector und Vicedirector des deutschen Theaters hereintrat. Herr Thorwart aber als das Finanzgenie in Theaterangelegenheiten erschien überhaupt in letzter Zeit als oberste Instanz. Kaum erfuhr er, wovon die Rede war, als er entschiedenen Widerspruch erhob.

„Euer Excellenz wissen ja,“ sagte er verdrießlich, „wir haben weder eine reiche Bühneneinrichtung, noch eine doppelte Garderobe. Es würde ein immerwährender Streit zwischen den italienischen Sängern und deutschen Schauspielern entstehen, man kann nicht ohne die größten Beschwerden die Requisiten alle Tage hin- und hertragen lassen, mit einem Wort, Excellenz: es kann nicht sein!“

Außer sich von Zorn und Verzweiflung stürzte Daponte abermals in die Hofburg und direct zum Kaiser, dessen Anrede er diesmal gar nicht abwartete.

„Majestät,“ rief er mit voller Stimme, „Herr Thorwart meint, es kann nicht sein, und Graf Rosenberg scheint nur noch die Macht zu haben, sein Echo zu spielen.“

„Geben Sie mir Ihren Plan,“ sagte der Kaiser und griff zur Feder; sodann schrieb er sogleich auf das überreichte Papier:

„Graf, sagen Sie Thorwart, daß es sein kann und daß ich das Theater für meine eigene Rechnung behalte nach dem von Daponte entworfenen Plan. Dem Letztgenannten übrigens werden Sie seinen Gehalt verdoppeln.

Joseph.“

„Bravo, bravissimo, Daponte,“ rief Graf Rosenberg, als er diese Weisung empfing. Offenbar sah er sich selbst dadurch gegen seinen gefährlichen Vicedirector geschützt, dessen Macht längst die seine zu überwachsen begann. Und so war es diesmal nicht geheuchelte, sondern aufrichtige Freude, als der alte Herr Dapontes Hände drückte und ganz von seinem früheren Haß geheilt schien. Nun konnte er selbst doch seine kleinen Liebhabereien pflegen, die Sache blieb im alten Gleise, und der unselige Streich der Coltellini war wenigstens für ihn nun ohne weitere üble Folgen.

Am selben Tage aber kamen wohl mehr als achtzig Personen, um Daponte ihren Besuch zu machen und ihm ewige Dankbarkeit, Verehrung und Freundschaft zu schwören. Keiner fehlte, selbst der lange Logenschließer aus Neapel nicht. Auch von den Virtuosen blieb Niemand aus, Mandini und Kelly wie die Cavalieri erschienen und erschöpften sich in höflichen Danksagungen.

Daponte blickte jedem dieser ungewöhnlichen und zahlreichen Gäste scharf in die Augen. Mit banger Ahnung gedachte er jetzt schon an Mozarts Warnungen. „Da gehen sie hin,“ sagte er zu sich, „diese süßen Damen und Herren,

und wer weiß es — Alle werden mich verrathen, wenn die Gelegenheit gekommen. Ich weiß nicht, wer es gesagt hat, die Undankbarkeit sei ein Beweis von der Freiheit des Herzens. Und gedrückt genug sahen diese Herrschaften aus, als sei ihnen jetzt schon die Last des Dankes unerträglich."

Am Abend aber küßte er seine Annunziata, die ihm mit hundert herzlichen Glückwünschen entgegenkam. Theaterdirector in kaiserlichem Dienst — so hatte ihn das Unglück dennoch wieder erhoben und ward ihm zur Stufe eines neuen Glücks, einer neuen Würde.

An diesem Tage meinte Daponte den Höhepunkt seines Lebens erreicht zu haben, jenen ungetrübten Gipfel einer Lage, wo es ihm beschieden war, auf sich allein gestellt zu sein und den Kampf mit dem Schicksal zu führen, wie ein siegreicher Held.

Viertes Buch.

1.

Daponte war nunmehr ganz auf sich angewiesen, und er hatte vorläufig keinen Grund, seinen Entschluß zu bereuen. Sein Unternehmen florirte, und das Publicum, wie der Kaiser unterstützten es mit vollen Händen. Das Haus war allabendlich gefüllt, trotzdem man bei beliebten Opern das Eintrittsgeld verdoppelte. Der Kaiser selbst, der jeden Abend hundert Zechinen für seine Loge entrichtete, fügte sich dieser Maßregel, und so konnte Daponte mit Leichtigkeit sein Versprechen lösen, jenen zahlreichen Familien, welche auf das Theater angewiesen waren, ein sorgsamer und freigebiger Vater zu sein.

Einige Jahre waren vergangen.

Europa wurde inzwischen bis auf den Grund erschüttert. Jene Stürme, die von ahnenden

Geistern lange vorempfunden waren, kamen in Frankreich plötzlich zum gewaltigen Ausbruch. Jene Träume voll Sturm und Drang, welche deutsche Dichter begeisterten, wurden furchtbare Wirklichkeit, und der eherne Reiter der Revolution und des Schreckens nahte jener lachenden, tanzenden und schwelgenden Welt, die ein Don Juan geworden war.

Deutschland wurde von diesem jähen und unaufhaltsamen Zusammensturz vorläufig wenig berührt, und Oesterreich vollends lag in lethargischer Erstarrung. Kaiser Joseph war aus dem unseligen Feldzug, der mit einem wenig ehrenvollen Frieden endete, krank zurückgekehrt. Und kränker noch als sein Körper war seine Seele. Alle seine Reformen, die er in reinster Menschenliebe angeordnet, begannen giftige Früchte zu tragen; er selbst mußte sie aufheben und seine eigenen Saaten vernichten. Der freisinnige, vorurtheilslose Herrscher war für seine Völker und Staaten um ein volles Jahrhundert zu früh geboren.

In dieser Zeit entfaltete Daponte eine wahrhaft riesige Thätigkeit; nicht weniger als drei neue Opern waren entstanden: Der bestrafte Philosoph für Righini, Der Bertold für Pe-

ticchio, außerdem Die Chiffer und die Pastete, eine Zusammenstellung von allerlei beliebten Scenen und Stücken anderer Opern, eine Satire auf Schauspieler und Kritiker, auf Dichter und Componisten, die so enormen Erfolg hatte, daß sie zehnmal hintereinander gegeben werden mußte.

Daponte arbeitete jetzt für Alle. Ein näherer Freund war ihm nicht mehr geblieben.

Je mehr seine Schöpfungen in Wien Boden gewannen, desto schweigsamer verhielten sich seine Landsleute. Es war eine Art von bewaffnetem Frieden zwischen Daponte und ihnen. Mozart war von seiner Reise zwar zurückgekehrt, und Daponte hatte auch ihm eine neue Oper geschrieben: Die Schule der Liebenden, oder: So machen es Alle — trotzdem sahen sich die Freunde selten, und jeder von Beiden lebte seinen eigenen Sorgen und Arbeiten.

Als die Oper: „die Pastete" fortfuhr, die Wiener zu entzücken und das Haus zu füllen, erschien eines Tages Salieri bei Daponte. Wir wissen, wie der berühmte Capellmeister nach Castis Sturz und Abreise bemüht gewesen war, Dapontes Freundschaft wieder zu gewinnen und

die früheren Mißhelligkeiten auszugleichen. Daponte behandelte den einflußreichen Mann, dem er überdies seine erste Anstellung verdankte, seitdem mit höflicher Rücksicht und schuldigem Respect. Vielfache Berührungspunkte zwangen dazu, wenigstens äußerlich ein Verhältniß herzustellen, das wie Freundschaft aussah. Man grüßte sich, man unterhielt sich, man arbeitete miteinander und schonte gegenseitig die bekannten Schwächen; kurz, es schien zwischen Beiden das beste Einverständniß zu herrschen, und zwar schon seit geraumer Zeit.

Um so mehr erstaunte Daponte, als Salieri diesmal in auffallender Erregung hereintrat und nach wenig höflicher Einleitung seinem Unwillen Luft machte.

„Hören Sie, Daponte" — rief er — „ich muß Ihnen sagen, daß Sie mich tief verletzt haben. Es war nun Jahre lang Frieden zwischen uns — mancherlei Mißverständnisse schienen überwunden, und nun kommen Sie mit diesem vermaledeiten Pasticcio. Dieser Streich übersteigt Alles und zeigt, daß Sie der alte boshafte Intriguant geblieben sind. Diesmal kündige ich Ihnen meine Freundschaft auf immer!"

„Aber, mein Gott, was haben Sie, Salieri? dies unschuldige Pasticcio —"

„Wie kann man so elendes Zeug schreiben," — fuhr der Capellmeister fort, „eine wahre Olla potrida aus lauter fremden Werken — das heißt zusammenstehlen, Herr Abbate, aber nicht arbeiten."

„Ah, warum so streng, Herr Capellmeister? Offen gestanden, ich lege selbst keinen Werth auf diesen Scherz, aber was wollen Sie, ich muß meinem Publicum täglich etwas Neues bieten; ich muß Geld einnehmen, um bestehen zu können, und bis jetzt kann ich mich nicht beklagen. Man hat das Charivari recht beifällig aufgenommen."

„Beifällig aufgenommen!" — rief Salieri — „damit kann sich jeder Seiltänzer und Kunstreiter vertheidigen. Nein, Daponte, wenn dies das Ziel Ihrer Kunst wäre, so thäten Sie besser, Texte für Bänkelsänger zu schreiben. Mit solchem Mischmasch hat die wahre Kunst nichts mehr zu thun, damit prostituiren Sie sich, die Oper und uns Alle!" Und zu Dapontes Staunen redete sich Salieri immer mehr in Erbitterung und Grimm hinein, er sprach vom Buhlen

mit der rohen Menge, von gemeiner Speculation, von corrumpirtem Geschmack und verächtlicher Gesinnung.

Daponte stand mit offenem Munde. Er merkte, daß dieser seltsame und übertriebene Zorn noch einen verschwiegenen Grund haben müsse; als einen so leidenschaftlichen „Doctrinär" und Rigoristen hatte sich Salieri früher wenigstens noch nie gegeben.

„Ruhig Blut, lieber Freund," sagte Daponte jetzt. „Ich habe Sie ausreden lassen, aber nun sagen Sie mir, was Sie eigentlich auf dem Herzen haben. Diese harmlose Pastete kann es keineswegs sein, was Sie so erregt hat."

„Freund —" rief Salieri heftig — „ich bin nicht Ihr Freund, ich bin es nie gewesen! Ich liebe die Naturen nicht, die ihre Freiheit und Würde preisgeben. Auf solche unselbständige Leute ist niemals ein Verlaß. Und wie könnte es auch anders sein. Wer sich in die Netze eines intriguanten Weibes verstrickt, der ist zu Allem zu brauchen, auch zum himmelschreiendsten Unrecht!"

„Ah so," sagte Daponte, dem die Augen aufgingen, obschon er noch nicht das Richtige sah. „Um Erlaubniß, Herr Capellmeister," fragte er

mit lachendem Munde. „Sind Sie vielleicht eifersüchtig auf eine gewisse Sängerin?"

„Gott soll mich behüten vor dieser welken Citrone," rief Salieri — „solche Zigeunerinnen zu lieben, ist eben — Geschmackssache, aber beklagen muß man Sie, und Alle thun es mit mir, daß Ihnen darüber das Bewußtsein Ihrer Pflichten abhanden gekommen ist!"

„Meiner Pflichten? — was wollen Sie damit sagen, Herr Capellmeister?" fragte Daponte jetzt ernst und eindringlich.

„Eine Ihrer ersten Pflichten ist die Gerechtigkeit," erwiderte Salieri. „Wären Sie gerecht, so müßten Sie einsehen, daß es eine Schmach ist, um Ihrer persönlichen Verblendung willen andere verdiente Künstlerinnen zurückzusetzen. Und ich sage es Ihnen ganz offen: Wenn Sie fortfahren, Signora Cavalieri so zu mißhandeln, wie nun schon seit langer Zeit, so wollen wir doch sehen, ob man Ihrer Satrapenherrschaft nicht auch ein Ende machen kann. Sie sind niemals ein Freund jener ausgezeichneten Sängerin gewesen, aber die jetzige Vernachlässigung geht über alle Grenzen. Seit länger als einem halben Jahre hat sie nichts mehr zu thun; alle ihre Gesuche und Bitten gehen in den Papierkorb, dies

wissen wir, mein Herr, aber es wird Zeit, das Joch Ihrer Willkür und Despotie zu brechen!"

Daponte versuchte umsonst den Erbitterten zurückzuhalten, er beschwor ihn bei seiner früheren Freundschaft, bei seiner eigenen Einsicht; er setzte ihm auseinander, daß die Stimme der Cavalieri verloren habe; aber damit entflammte er die Wuth des Capellmeisters von Neuem. Umsonst auch bot er dem Erzürnten zuletzt eine Vermittlung an, er wollte zugeben, daß die Cavalieri die Hauptrolle in der Scuola degli amanti singe — aber dies Anerbieten befriedigte den stolzen Capellmeister wenig; er forderte mehr, denn ob sich die Cavalieri für die Rollen dieses „elenden" Stücks interessire, wisse er nicht. Er fordere, daß sie ganz in ihr früheres Fach restituirt werde. Als Daponte nun einige Bedenken erhob, fiel Salieri in seinen Ton zurück, der sich zu den offensten Drohungen steigerte. — „Kein Wort weiter, Herr Abbate!" rief er, „Sie werden von mir hören!" Damit nahm er seinen Hut und ging davon.

Daponte mußte jetzt laut auflachen, wenn er bedachte, wie der Zorn des Capellmeisters über sein Pasticcio nichts gewesen, als der maskirte Grimm eines Liebhabers, der von seiner Beherr=

scherin gegen ihn aufgehetzt war, und dann doch nicht Kraft genug besaß, seine Schwäche zu verhehlen. „Ja wohl — die welke Citrone, die braune Zigeunerin, die unschöne, liebe, süße Ferraresi — sie allein war ihm in allen Wandlungen der letzten Jahre treu geblieben; in ihrer Liebe fand er Trost und Ermuthigung; sie war seine „Göttin", seine Muse, seine Lebensgefährtin — aber dieses sonnige Glück gönnte man ihm nicht und suchte es ihm auf jede Weise zu vergällen.

Er freute sich im voraus, ihr diesen Abend von dem seltsamen Auftritt zu erzählen. Die Oper hatte Ferien, seitdem mit dem Tode der Prinzessin von Württemberg, der Gemahlin des Erzherzogs Franz, Hoftrauer eingetreten war.

Einige Stunden später saß Lorenzo Daponte bei seiner treuen Annunziata. Die Schöne hatte ihm ein neues venetianisches Lied auf der Guitarre gesungen, während er ihr zur Seite saß und sein müdes Haupt mit den „schwärmerischen" Augen an ihre Schulter lehnte und zu ihr aufsah.

Jetzt erzählte er ihr das wunderliche Begegniß mit Salieri und schloß seine Worte:

„Anima mia, siehst Du, so wird man von seinen Freunden mißhandelt. Wie werden erst

die Gegner reden, und schließlich, was liegt an beiden. — Was wäre ich, wenn ich Dich nicht hätte, Stern meines Lebens. — Eine Heimat muß man haben im Wirbel der Dinge, eine Freistätte, dahin man fliehen kann — eine Seele, die uns treu bleibt, wenn Alles sich wandelt auf Erden. Siehst Du, und mein Stern, meine Heimat, mein Asyl bist Du allein, Annunziatà."

Die schöne Venetianerin schlug einige Accorde auf der Guitarre an, und der süße Wohllaut derselben klang durch das Zimmer. Dann legte sie das Instrument weg und sagte:

„So reden sie Alle, die Schwärmer, aber nur so lange wir schwach sind und leichtgläubig. Und das hat Alles seine Zeit." Dabei machte sie sich von seinen Armen los und schlug ihm sogar auf die Finger; ihr ganzes Wesen hatte heute etwas Kühles, Stolzes und Launisches.

Daponte sah seine Geliebte einen Moment überrascht an. „Annunziata, was haben Sie heut, ich begreife Sie nicht. Wollen Sie wirklich wieder Donna Elvira spielen?"

Die Schöne erhob übermüthig ihr Köpfchen und sagte lachend: „Und wenn Sie zehn Zerlinen hätten, Daponte, ich würde mich nicht darum

kümmern. Sie haben sich die Freiheit reservirt, und ich habe sie Ihnen zugestanden."

„Annunziata, so spricht man, wenn man selbst die Freiheit will!" — rief Daponte.

„Haben Sie mir dieselbe je verweigert? Ich denke, wir haben uns die gleichen Rechte vorbehalten, mein Herr Abbate."

„Aber wir haben keinen Gebrauch davon gemacht" — erwiderte Daponte. — „Ich verstehe, Sie sind meiner müde und wollen dies Bündniß lösen. — Wohl, ich kann Sie nicht halten, Annunziata. Gehen Sie — früher oder später mußte dieser Augenblick doch kommen, aber daß es so bald — so rasch geschehen sollte — das habe ich nicht erwartet."

Die schöne Sängerin sah den aufgeregten Poeten eine Weile an, dann nahm sie wieder ihre Guitarre und entlockte den Saiten einige volltönende Accorde. Endlich erhob sie sich rasch, machte einige Schritte durch das Zimmer und blieb plötzlich vor Daponte stehen. Ihre Stimme war jetzt weich und mild.

„Lorenzo, Du hättest damals mit Deinem Freunde Mozart auf Reisen gehen sollen. Daß Du es nicht gethan, war Deine größte Thorheit; aber Du kannst sie verbessern, es heißt

ja, er geht bald wieder fort, und diesmal nach London. Ich bleibe inzwischen ruhig hier."

„Sagte ich's nicht. Du willst mich los sein, Annunziata," erwiderte Daponte, der mit Staunen und Unsicherheit das schöne launische Weib betrachtete. „Du willst mich fortschicken, weil ich Dir im Wege bin, aber besorge nichts, ich werde Deinen Schritten nicht nachspüren, Du hast Deine volle Freiheit!"

„Wie ungestüm Ihr Männer seid, und wie Ihr gleich das Schlimmste denkt. Ich Dich fortschicken — ich denke nicht daran, Lorenzo — ich möchte Dich für immer behalten," und bei diesen Worten legte sie ihr Haupt an die Schulter Dapontes und umschlang seinen Hals, dann küßte sie ihn und sah ihm tief in die Augen. „Glaubst Du es jetzt, daß ich es redlich mit Dir meine? und dennoch, Lorenzo," — und ihre Miene wurde wieder ernst — „ich bin Dein Fluch, ich bin Dein Unglück — ja, Lorenzo, ich werde Dein Unglück sein, Du wirst mich eines Tages hundertmal verfluchen und Dich zugleich, daß Du Dich nicht bei Zeiten von mir losgemacht hast." — Nach diesen Worten sank sie auf den Divan und verhüllte ihr Gesicht mit den Händen.

Daponte stand einen Moment vor ihr, dann machte er einige Schritte durch das Zimmer, und wieder stand er vor der launenhaften Schönen.

„Annunziata, Du verbirgst mir etwas; Du bist räthselhaft heut, launisch und —"

„Und undankbar — willst Du sagen," rief sie, „weil ich Dir meine Anstellung verdanke; o, lege Deiner Zunge keinen Zügel an, ich verdiene Deine Vorwürfe alle. Aber grade Deine Güte wird Dein Verderben sein, denn unsere Gegner werden Deine Protection niemals verzeihen!"

„Bah — welche Grillen!" rief Daponte fast erleichtert, endlich den Grund ihrer Verstimmung gefunden zu haben. — „Deine Anstellung wird mir Niemand zur Last legen, denn Jeder muß zugeben, daß das Theater durch Dich die größten Vortheile gehabt hat, seitdem Du der Liebling des Publicums geworden bist. Und daß Du bei dieser Gelegenheit auch mein Herz erobert hast, das geht Niemand etwas an; einer Grille oder leeren Sorge halber werden wir uns nicht verlassen, anima mia."

Und er schloß die Schöne an seine Brust, aber sie entzog sich sofort seinen Armen und kam nach ächter Frauenart auf ihr voriges Wort zurück.

„Und Du hättest dennoch mit Mozart gehen sollen!"

„Aber warum? bei allen tausend Teufeln!" rief Daponte, der jetzt seine Geduld verlor.

„Warum?" — erwiderte sie, „was man thut, das muß man ganz thun. Du hast ein Deutscher werden wollen und warst auf bestem Wege dazu — nun hättest Du es auch ganz werden sollen, statt vorher wieder umzukehren. Du hättest mit Mozart reisen müssen, nach Leipzig, nach Berlin, statt feig hier zurückzubleiben und wieder in den alten Sumpf zu sinken."

„Hör' auf!" rief Daponte, „solche Logik kann mich rasend machen, und wie oft habe ich diese Vorwürfe widerlegt, und dennoch immer umsonst! Daß ich mich mit den Deutschen eines Tages verband — ich bereue es nie, es war die beste That meines Lebens, die höchste Höhe meiner Laufbahn. Daß ich nachher mir untreu ward, daß ich wieder ein Italiener geworden — Ihr wißt es ja, es geschah, um Euch Alle zu retten. Bah, ein armseliges Verdienst, das Jeder erwerben könnte, und für mich gar keins, weil Du mit zu retten warst, Annunziata. Glaubst Du, ich wäre so eitel, mir eine Wohlt at anzumaßen, die vielleicht nur eigenes Inter-

esse war. Ja wohl, meine Theure, ich wurde wieder Italiener, weil ich Dich nicht lassen konnte, ich will mich nicht besser machen, als ich bin! Was gingen mich die Uebrigen an, Du hast mich hier zurückgehalten, Du ganz allein, Annunziata!"

Man muß es dahingestellt sein lassen, ob diese Ablehnung eines unleugbaren Verdienstes nur in der verhüllten und spröden Bescheidenheit Dapontes ihren Grund hatte. Die Sängerin hätte er ja leicht mitnehmen können, wenn ihm so sehr an ihr lag; aber Daponte täuschte sich selbst jetzt absichtlich, weil er nicht an eine Wohlthat erinnert werden wollte, die man ihm so wenig gedankt hatte.

Und in ähnlichem Sinne faßte die Sängerin seine Ablehnung auf, als sie erwiderte: „Und das eben ist Dein Unglück, Lorenzo. Nie werden Dir Deine Landsleute jene Wohlthat verzeihen, weil sie sich einreden, wie Du, daß Dein Mitleid mit ihnen nur eine Maske war; sie hassen uns Beide ganz unverhohlen, und wenn in einigen Monaten mein Contract abläuft, dann wird man sich hüten, ihn zu erneuern. Man wird mich preisgeben und Signora Cavalieri wird Alleinherrscherin sein!"

„Ist das Deine Sorge," rief Daponte, „so sei beruhigt, dies wird nie geschehen!"

Aber die schlaue Ferraresi war jetzt nahe am Ziel, welches sie von Anfang an im Auge gehabt hatte.

„Ich kann nicht beruhigt sein, nach den vorigen Andeutungen, die Du selbst gegeben hast. Oder ist es nicht bereits so weit, daß Du meiner Feindin die Hauptrolle in der Scuola degli amanti zugestanden."

„Aus Klugheit, meine Theure, aus Klugheit, um Salieri zu entwaffnen. Ich mußte ihm ein Zugeständniß machen, und er hat es ja nicht einmal angenommen."

„Aber die Cavalieri wird es annehmen, und so ist mein Schicksal schon jetzt entschieden. Was helfen mir alle Deine Schwüre und Versicherungen, wenn ich sehe, daß ein Wort dieses tückischen Salieri hinreicht, um mir meinen Boden und meine Rechte zu rauben. Du hast mich verleugnet vor ihm, mein edler Lorenzo, es muß nun endlich offen gesagt sein, und ich mache Dir keine Vorwürfe deshalb, denn Du sahst ein, daß Dein Beharren Dein Verderben gewesen. Drum wiederhole ich von neuem: Du solltest mit Mozart reisen, ich werde Dein

Unglück sein, und bin es schon heute! Ist Dir Deine Stellung hier lieber, so wird es besser sein, ich gehe selbst, um meinem Sturze zuvorzukommen. — Ja, mein lieber Daponte, diese Bitte liegt mir schon lange auf dem Herzen, ich verlange meinen Abschied in aller Form."

Daponte sah die plötzlich so beredtsame Schöne wie verblüfft an. Jetzt allerdings war ihm der wahre Grund ihrer anfänglichen Verstimmung klar, und er fühlte, daß er in ein Netz gerathen war, aus dem es keinen Ausgang gab.

Unwillig über sich selbst stampfte Daponte mit dem Fuß auf den Boden. „Es ist zum Verzweifeln mit Euch ehrgeizigen Weibern. Sei keine Närrin, Annunziata. Dein Abschied wäre mein Ruin. Es muß sich ein Auskunftsmittel finden lassen. Du behältst die Hauptrolle in der Cifra, im Pastor Fido, in Allem wie bisher."

„Und in der Schule der Liebenden?"

„Meinethalben auch in dieser."

„Und Signora Cavalieri?"

„Sie mag zum Teufel fahren, mitsammt ihrem stolzen Salieri! Alles soll geschehen, was Du wünschest. Bist Du nun zufrieden, meine böse, gelbe Schlange?"

Und die böse „Schlange" duldete es, daß ihr armes Opfer ihre Hand ergriff und ihren Nacken umschlang. Sie dankte dem Freunde kaum, aber sie lächelte fast triumphirend und spöttisch, daß sie einen Sclaven beherrschte, der nicht merkte, wie ihr gebietendes Wort ihn allmälig willenlos gemacht und zu jedem Schritt fortriß, den ihre ungemessene Herrschsucht begehrte. Diesmal hatte auch sie ihre scuola d'amanti walten lassen, und der gelehrige Schüler mußte gehorchen, mochte er auch zu spät einsehen: cosi fan tutte — so machen es alle Weiber.

Die Schöne betrachtete ihn halb mit spöttischem Mitleid, halb mit innerer Freude über ihren Sieg eine Weile schweigend, dann sagte sie:

„Vorläufig verzeihe ich die Unruhe, die man mir gemacht hat, aber ganz versöhnt werde ich erst wieder werden, wenn Du Dein Wort hältst und die Cavalieri für immer entfernst."

„Ich werde die Gelegenheit nicht versäumen, sobald sie sich bietet," antwortete der Getreue. „Ja, ich werde Alles vernichten, was sich zwischen uns zu drängen wagt. Deine Liebe soll mich aller Rücksichten entbinden, die ich bisher noch genommen habe."

„Meine Liebe, armer Lorenzo, wird Dir we-

nig helfen," sagte die Schöne, die nicht müde wurde, das Eisen zu schmieden, so lange es glühte. — „Jene Elenden hassen uns um dieser Liebe willen, mich hassen sie Deinethalben, und Dich meinetwegen."

„Bah, was liegt an dem Haß von Tröpfen und Schwächlingen," rief Daponte, „ich fühle mich stark genug, es mit Allen aufzunehmen!"

„Ich würde diese Leute doch nicht unterschätzen," erwiderte die kluge Sängerin. „Du weißt wohl nicht, daß sie sich auf's neue mit dem Clerus verbündet haben. Alle Deine lustigen Brüder, diese Sänger und Tänzer, gehen seit einiger Zeit fleißig in die Kirchen. Grade daß Du sie vom Elend errettet hast, daß sie Dir Dank schuldig sind seit langer Zeit, drückt sie; sie wollen lieber dem Himmel dankbar sein, als Dir, ihrem Landsmanne. Das Alles haben gewisse wohlwollende Geistliche herausgebracht und schüren und schüren seitdem unablässig. Wie Du und ich bei ihnen angeschrieben sind, das weißt Du seit dem Baum der Diana und seit dem Don Giovanni."

„Ja wohl," rief Daponte lachend, „sie möchten mich am liebsten braten und sieden und verbrennen wie die Ketzer in Spanien — wenn sie

nur die Macht hätten. Bah, was liegt an ihren Drohungen — so lange Kaiser Joseph lebt, sind sie zur Ohnmacht verdammt!"

„So lange er lebt," rief die Sängerin; „aber wer steht uns dafür, daß sie ihm nicht nach dem Leben trachten."

„O schweige doch mit solchen unbedachten Reden, liebes Kind. Die Deutschen haben ein Sprichwort: Man soll den Teufel nicht an die Wand malen. So schlimme Dinge ich den Argen zutraue, das werden sie doch nicht wagen."

„Was giebt es denn, was sie nicht schon gewagt haben?" sagte die Sängerin. „Ungestraft hat noch Niemand diesen Wölfen von Rom den Handschuh hingeworfen. Kaiser Joseph kann es noch theuer zu stehen kommen, daß er seinen Arm gegen die Kirche erhoben — und seine Freundschaft für Euch und uns wird ihm dabei auch nicht vergessen werden."

„Höre auf!" rief Daponte lachend. „Es käme noch dahin, daß wir daran schuld sind, wenn sich der Kaiser in den Sümpfen von Ungarn das Faulfieber geholt hat. Er ist wirklich recht krank zurückgekommen, und die Aerzte wissen nicht recht, was sie aus seinem Zustand machen sollen. Die

Geberdenspäher und Geschichtenträger sehen freilich dabei ihren Weizen blühen."

„Und wer weiß es, ob sie nicht Recht haben," sagte die Sängerin, „er wäre der erste Fürst nicht, der mit geheimen Mitteln aus dem Wege geschafft wurde, weil er als Feind der Kirche galt."

In diesem Augenblick erscholl ein vielstimmiges Glockengeläute, und von den Straßen herauf hörte man den Andrang vieler Menschen.

Daponte riß das Fenster auf, um zu sehen, was es gebe. Dichter und dichter fluteten Massen des Volks aus den Nebenstraßen herbei. Gleichzeitig erklangen aus der Ferne die mächtigen, ergreifenden Harmonieen eines Trauermarsches. Von der kaiserlichen Hofburg her bewegte sich ein feierlicher Zug mit Fackeln, voran die Hartschiere der Burg; an den Hellebarden flatterten lange Schleifen von schwarzem Flor. Dann kam auf hohem, von sechs Pferden gezogenem Wagen eine Art beweglicher Katafalk. Von den Köpfen der Rosse, wie von den vier Ecksäulen des Katafalks, der von einem schwarzen, mit Sternen übersäten Baldachin überdeckt war, wehten mächtige schwarze Büsche. Unter dem

Baldachin ruhte ein von Blumen verhüllter Sarg.

Es war der Leichenconduct der Prinzessin von Württemberg, der Gemahlin des Neffen des Kaisers, des Erzherzogs Franz. Der Zug bewegte sich durch die dichtgedrängte Menschenmenge zum Dome von Sanct Stephan, wo die Beisetzung erfolgen sollte.

Ergriffen von dem unerwarteten Schauspiel sah Daponte und an seiner Seite Signora Ferraresi auf die Menge hinab. Dem Sarkophag folgte die ganze Geistlichkeit der Metropolitankirche im vollen Ornat, und ihre Chöre sangen die üblichen Litaneien. Dem Clerus schlossen sich die sämmtlichen Hofchargen nebst der Dienerschaft des hohen Adels an. Am Schluß folgte abermals eine Abtheilung Hartschiere und sodann ein unabsehbarer Zug von Equipagen aller Art.

In seltsamem Contrast mit der feierlichen Ordnung des Zuges stand die Unruhe der zahlreichen Zuschauer. An allen Straßenecken hatten sich Gruppen gesammelt, die laut mit einander sprachen und leidenschaftlich gesticulirten. In der Zuschauermenge, welche zuerst mit dem Conduct gezogen war, machte sich eine Gegenströ-

mung bemerklich, welche sich mit jeder Minute verstärkte und in Folge deren der Leichenzug zu stocken begann.

Es mußte etwas Unerwartetes vorgefallen sein, denn die Unruhe nahm mehr und mehr den Charakter eines Tumults an, und die Menschenmassen stürzten in entgegengesetzter Richtung des Leichenzuges davon, als wenn in der Ferne ein Brand ausgebrochen wäre. Daponte war schon entschlossen, selbst hinunter zu eilen, um sich zu erkundigen, als er einen Bekannten sah, und zwar den Venetianer Galliano, denselben, dem er dereinst das curiose Versprechen gegeben hatte, ihm eine Deutsche oder eine Engländerin zur Frau zu verschaffen.

„Wollen Sie nicht heraufkommen, Herr Galliano," rief Daponte. „Hier können Sie Alles besser übersehen."

Aber Signor Galliano schien heute taub zu sein und eilte vorwärts.

„Mein Gott, was ist denn vorgefallen?" rief Daponte nun dem Ersten Besten zu, „warum stockt der Zug?"

„Ach, was liegt an dem Zuge," antwortete ein ihm Unbekannter, ein einfacher Bürger. „Ein Unglück kommt selten allein. Wissen Sie denn

nicht, was in der Hofburg vorgeht. Es heißt, der Kaiser liegt selbst im Sterben."

Wie von einem dicht vor ihm herabzuckenden Blitzstrahl geblendet, fuhr Daponte zurück. Im nächsten Moment hatte er seinen Hut ergriffen und eilte hinunter, um auf näheren Wegen durch Nebenstraßen zur Hofburg zu gelangen. Aber auch hier und auf entlegeneren Plätzen wimmelte es von Menschen; auf dem Kohlmarkt vollends und an der Burg stand die Menge fest und undurchdringlich. Schulkinder und Weiber weinten, Bürger und Leute aus dem niedersten Volk wehklagten, als wenn nun das goldene Zeitalter für immer dahin sei. In diesem Augenblicke fühlten Alle, daß sie einen Herrscher und Vater, einen Menschenfreund und lichterfüllten Genius verlieren würden, wie ihn Oesterreich noch niemals auf seinem Throne gesehen hatte.

Daponte glückte es endlich mit vieler Mühe, durch die dichte Menschenmasse zur Burg zu gelangen. Ein Thürhüter, der ihn früher schon oft gesehen und den er bisweilen beschenkt hatte, ließ ihn ein. Im Vorzimmer des Kaisers fand er eine kleine Anzahl von Leuten mit Thränen in den Augen. Beim Monarchen selbst befanden sich die ersten und geschicktesten Aerzte der Haupt-

stadt; doch einige davon suchten sich zu entfernen, als sie sahen, daß hier alle ihre Kunst verloren sei.

Daponte faßte einen dieser Herren am Arme und fragte, wie es stände.

Man antwortete achselzuckend, die Auflösung werde unvermeidlich sein, aber Niemand traue sich die Kraft zu, dies dem Kaiser zu sagen.

„Dann muß man den Doctor Quirini rufen," sagte Daponte und eilte selbst hinaus, um seinen Landsmann zu holen; glücklicherweise kam ihm derselbe schon auf der Treppe entgegen, und Daponte begleitete ihn bis an die Thür des kaiserlichen Zimmers.

„Wieder einer von den Italienern," sagte einer der Geistlichen, die sich im Vorzimmer befanden und finstere Blicke wechselten, da man ihrer Hülfe und ihres Trostes so ganz und gar nicht bedürftig war.

Die Thür des kaiserlichen Cabinets stand halb offen, und Daponte hörte, wie der Kaiser seinem Leibarzt befahl, ihm die nackte Wahrheit zu sagen. „Majestät," antwortete Quirini, und seine Stimme zitterte von innerer Bewegung, „es ist die reine Unmöglichkeit, Sie zu retten."

Gefaßt vernahm der Kaiser dieses Urtheil, dann fragte er in aller Ruhe:

„Nun, und wie sind denn die Obsequien heute abgelaufen?“ Man beantwortete alle seine Fragen ausführlich, denn die große Trauerfeierlichkeit war inzwischen ohne Störung vor sich gegangen. —

Der Kaiser hörte aufmerksam zu und befahl dann, den Trauerkatafalk im Stephansdom und alle anderen Zurüstungen unberührt zu lassen, da sie zu einer anderen kaiserlichen Beisetzung noch dienen könnten. Außerdem dankte er seinem Leibarzt für seine Offenheit, und gab dem Hofmarschall Befehl, dem muthvollen Arzt seinen reichsten Wagen mit zwei Pferden zur Verfügung zu stellen und als kaiserliches Andenken zu überlassen.

Daponte konnte nicht länger in dem Vorzimmer bleiben, der Andrang von Leuten aus dem Adel wie aus dem Volk, welche kamen, um Nachricht zu holen und ihr Beileid zu bezeugen, wurde immer stärker. Am Ausgang stand auch jetzt noch jene Gruppe von Geistlichen, die Daponte mit drohenden und feindseligen Blicken betrachteten.

Auch auf dem Platz vor der Burg standen

die Menschen noch in dichten Massen. Es war bekannt, daß der Kaiser zu seinem Nachfolger seinen Neffen, den Erzherzog Franz, bestimmt hatte, denselben, dessen Gemahlin heute zur Gruft bestattet worden war. Diesen vielversprechenden und beim Volk beliebten Prinzen hatte der Kaiser ganz in seinen Grundsätzen erzogen, und durch ihn hoffte er das begonnene Werk der Reformen für die Zukunft gerettet und fortgesetzt zu sehen. Leider ging der Wunsch des Kaisers nicht in Erfüllung, wenigstens nicht sofort, denn sein Bruder, der Erzherzog Leopold, der bis dahin das Amt eines Großherzogs von Toscana bekleidet hatte, widersetzte sich dem Wunsche seines Bruders und machte sein Successionsrecht geltend. Mit schwerem Herzen gab Joseph noch in seinen letzten Lebenstagen nach und sah auch dadurch die ganze Frucht seiner Bestrebungen für die Zukunft verloren, denn sein Bruder war in allen Stücken sein Gegentheil, ein dienstwilliger Freund der Clerisei und gehorsamer Schüler der alten spanisch-habsburgischen Staatskunst.

Dies und Anderes wurde von den Bürgern besprochen und darnach die Aussichten der Zukunft erwogen, die Allen dunkel und unheilver-

kündend erschien. Daponte war nicht in der Stimmung, sich jetzt in solche Gespräche einzumischen. Still und von Kummer erfüllt begab er sich in seine Wohnung.

In der Morgendämmerung des kommenden Tages begann abermals ein vielstimmiges und feierliches Glockengeläute. Schwer und mahnend hallten die gewaltigen Klänge durch das grauende Licht über die weite Kaiserstadt hin. —

Daponte, der die Nacht schlaflos zugebracht hatte, wußte jetzt, daß der Kaiser gestorben war. Er brach in ein heftiges Weinen aus, es war ihm, als habe er seinen eigenen Vater, seinen letzten und treuesten Freund verloren. Ihm allein verdankte er Alles, was er in Wien erreicht hatte. Jeden Sieg und jeden Erfolg hatte ihm sein Kaiser vorbereitet, jede Freude, die er erlebt, war durch seine Huld gleichsam geweiht und bestätigt worden, und jetzt — ein Abgrund gähnte ihm entgegen, wohin er blickte; der Boden, den er sich mit Mühe erkämpft hatte, schien ihm hohl und dem Einsturz nahe. Der neue Kaiser, das wußte er, war kein Freund der Kunst und des Theaters, vor allem kein Freund Derer, die bei Joseph in Gunst gestanden. Alle seine kühnen Pläne und Entwürfe für die Zu-

kunft versanken mit diesem Schlage, und erschienen ihm jetzt wesenlos wie die Träume einer entschwundenen Jugendzeit.

Daponte empfand ein Grauen in seiner Einsamkeit, er eilte in die Stadt, um Menschen aufzusuchen; aber wohin er sich auch wandte, um Trost zu suchen, überall fand er das Gegentheil. Zahlreiche dunkle Gerüchte beschäftigten die Leichtgläubigen wie die Besonneneren, und bald galt es als eine ausgemachte Sache, daß die Jesuiten den besten aller Kaiser als einen Gottesleugner und Feind der Kirche vergiftet hätten.

Daponte widersprach diesem unsinnigen Gerücht, so viel er konnte — heftig und leidenschaftlich, ja in hellem Zorn über diese Thorheit des vornehmen wie niederen Pöbels, der für unerwartete und unbegreifliche Entscheidungen des Geschicks stets irgendwelche sterblichen Urheber aufzusuchen und verantwortlich zu machen liebt. —

„Aber warum mag sich dieser Daponte so ereifern?" fragte ein Bekannter von ihm, der Redacteur Lattanzio. „Es ist ja bekannt, daß er ein Feind der Clerikalen ist — wie kommt er dazu, sie heute zu vertheidigen?"

„Das ist sehr einfach, Signor," antwortete

ein Anderer in der Gruppe, welche am Opernhause stand — und zwar war es Herr Thorwart, der Vicedirector des deutschen Theaters, welcher sprach:

„Der kluge Daponte fürchtet vielleicht, es käme auch an ihn, oder als könne er als mitschuldig am Zorn jener Schwarzen angesehen werden. Es wird ihm aber nichts helfen. Die Proscription wird ihn doch ereilen, heute oder morgen. Jene Partei kennt keine Versöhnung, und jetzt hat er keinen Beschützer mehr!"

Ende des zweiten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.